

Streifzüge

Preis: 27,- ATS / 4,- DEM / 2,- Euro

2/2000

Erhöht uns!

von Franz Schandl

Von allen Erhöhungen, die Menschen betreffen, gehören Preiserhöhungen zu den unsympathischsten. Wir verstehen das gut, und so setzen wir im fiskalischen Bereich auf die Willigkeit der Spender und Abonnenten. Im Prinzip wollen wir es auch weiterhin so halten, sind wir bisher doch ganz gut damit gefahren. Wer mehr hat, soll mehr blechen, wer weniger hat, soll einen Mindestbeitrag leisten, und wer ganz wenig hat, bekommt die *Streifzüge* selbstverständlich gratis. So soll es auch bleiben. Nichtsdestotrotz ist erstmals eine geringfügige Gebührenerhöhung angesagt. Der untere Richtpreis für die Abonnements im Inland muß angepaßt werden. Er beträgt ab nun 120 statt 100 Schilling. Wir bitten um Berücksichtigung bei den Überweisungen wie um diese selbst. Das Auslandsabo bleibt übrigens mit 20 DM bzw. 10 Euro vorerst einmal in seiner Höhe unangetastet. Weitere Erhöhungen sind leider ebenfalls nicht auszuschließen, vor allem deswegen, weil ab 1. Juli die Posttarife angehoben und die Zulassungsbestimmungen verschärft werden. Zu verdanken haben wir das der blau-schwarzen Regierung, insbesondere ihrem freiheitlichen Infrastrukturminister. Wer damit getroffen werden soll, liegt auf der Hand: *unsereins*.

Auf jeden Fall werden ab der zweiten Jahreshälfte Mehrkosten entstehen. Das muß ausgeglichen werden. Wir können als Blatt jedenfalls nur dann überleben, wenn die geschätzten Leser unser Begehren nachdrücklich einlösen: Erhöht uns! Erhöht uns! Die *Streifzüge* erscheinen bereits das fünfte Jahr. Hatten die Jahrgänge 1996 und 1997 noch 40 bzw. 44 Seiten, so stieg die Seitenanzahl 1998 auf 68 und 1999 gar auf 84 Seiten. Wir haben also unseren Umfang mehr als verdoppelt. Wir bitten das per Erlagschein großzügig zu bedenken und bedanken uns gleich im voraus.

Robert Kurz' „Schwarzbuch Kapitalismus“

von Stephan Grigat

Als bekannt wurde, daß Robert Kurz an einem „Schwarzbuch Kapitalismus“ arbeitet, durfte man befürchten, daß er damit in jene Falle tappt, die seit dem Erscheinen des unsäglichen „Schwarzbuch des Kommunismus“ aufgestellt war. Für nicht wenige Kapitalismuskritiker und -kritikerinnen dürfte die Versuchung groß gewesen sein, gleiches mit gleichem zu vergelten und der bürgerlichen Gesellschaft vorzurechnen, daß sie, vor allem bei Zugrundelegung der atemberaubenden Berechnungsmethoden des „Schwarzbuch des Kommunismus“, ungleich mehr Opfer produziert hat als die sozialistische Weltbewegung. Weitgehend ist Kurz dieser Falle jedoch ausgewichen, und er weist explizit darauf hin, daß das Zählen und Vergleichen von Menschenopfern nicht seine Sache ist. Auch an jenen Stellen, wo sich die Darstellung auf die Auflistung der Opfer der kapitalistischen Entwicklung beschränkt, bleibt die Intention deutlich, die scheinbare Naturhaftigkeit des Elends zu dechiffrieren und das Leiden als gesellschaftlich produziertes kenntlich zu machen. Und genau in solch einem Zusammenhang macht eine derartige Auflistung auch Sinn.

Bürgerlich geschulte, also verblödete Leser und Leserinnen werden sich wundern, in einem „Schwarzbuch Kapitalismus“ jede Menge Kritisches, ja Vernichtendes über den Realsozialismus zu finden. Auch wenn Kurz nicht unterschlägt, daß im traditionellen Marxismus und im Staatssozialismus osteuropäischer Prägung stets ein „uneingelöstes Moment“ enthalten war, daß also, was auch jede bürgerliche Totalitarismustheorie von vornherein desavouiert, die Erinnerung an die allgemeine Emanzipation stets gegenwärtig blieb, reduziert er den Realsozialismus weitgehend auf seine Funktion einer nachholenden kapitalistischen Modernisierung.

Schon deshalb eignet sich seine Studie nicht als Gegenstück zum „Schwarzbuch des Kommunismus“. Kurz' Werk, das schon allein auf Grund der durchgängigen Kritik an der Staatsfixiertheit der Linken und wegen der Kurzschen Demokratiekritik lesenswert ist, muß in erster Linie als eine ideologiekritische Studie zum Liberalismus verstanden werden, und man darf vermuten, daß der Titel des Buches dem Autor vom Verlag eher aufgenötigt wurde, als daß er ihn selber gewünscht hätte.

Endkrise und Voluntarismus

Wer die Folgen der kapitalistischen Vergesellschaftung anprangert, läuft stets Gefahr, von der kapitalistischen Produktionsweise etwas einzufordern, was ihr schlicht und einfach wesensfremd ist. Aber auch diese Gefahr meistert Kurz über weite Strecken seines „Schwarzbuchs“, indem er permanent betont, daß der Kapitalismus es nicht nur nicht schafft, einen Zustand herzustellen, in dem allen Menschen ein anständiges Leben ermöglicht wird, sondern daß genau das gar nicht seine Aufgabe ist. Auffallend ist jedoch, daß Kurz diese Einsicht genau ab der Stelle zu vergessen scheint, wo er mit seiner Krisentheorie loslegt. Im Hinblick auf weltweite Arbeitslosenraten zwischen 20 und 90 Prozent spricht er von einem „Systemzusammenbruch“ und einem „völligen historischen Scheitern der kapitalistischen Produktionsweise“. Als Scheitern kann der heutige weltgesellschaftliche Zustand jedoch nur bezeichnet werden, wenn es die Aufgabe des Kapitals gewesen wäre, ein materiell abgesichertes, nettes Miteinander der Menschen zu garantieren. Außerdem hat Kurz selber auf rund 600 Seiten dargelegt, daß die kapitalistische Vergesellschaftungsform an diesem von ihren Kritikern und Kritikerinnen an sie herangetragenen Anspruch schon immer

„gescheitert“ ist. Deswegen mutet es auch merkwürdig an, wenn er postuliert, *heute* könne sich die Menschheit nicht mehr im Rahmen des Kapitalismus reproduzieren. Als ob sie das früher gekonnt hätte. Gerade wenn die kapitalistische Produktionsweise wie bei Kurz als auf sich selbst rückgekoppelte fetischisierte Maschine begriffen wird, liegt es klar auf der Hand, daß dieser Maschine die Herstellung von Massenwohlstand völlig egal ist.

Kurz hat recht, wenn er darauf hinweist, daß sich das bürgerliche Subjekt jegliches Krisenbewußtsein versagen muß. Nur ist damit noch nichts über das Verhältnis von Krise und Endkrise ausgesagt. Für Kurz ist die Angelegenheit bekanntlich vollkommen klar. Die heutige Krise sei systemsprengend und durch das Abschmelzen der Arbeit sei die Lage ausweglos. Der kapitalistische Selbstwiderspruch, abstrakte Arbeit als Wertschöpfung zu benötigen, sie aber permanent zu minimieren – und Kurz tendiert insbesondere im „Schwarzbuch“ dazu, seine Krisentheorie auf diesen einen Widerspruch zu reduzieren – sei heute unlösbar geworden.

Das kann stimmen – oder auch nicht. Die Gewißheit von Kurz, mit der er auf Grund empirischer Daten – nicht zuletzt aus den „Nürnberger Nachrichten“ – Prognosen über die Zukunft abgibt, erstaunt ebenso, wie das Selbstbewußtsein vieler seiner Kritiker und Kritikerinnen, die dem Propheten des Untergangs mit der eigenen Gewißheit glauben, kontern zu können, daß nach der derzeitigen Krise sich ähnlich wie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder ein relativ stabiles Akkumulationsregime wird etablieren können. An solchen Vorhersagekünsten sollte man sich nicht weiter beteiligen.

Auf eine andere Gewißheit kann in diesem Zusammenhang jedoch hingewiesen werden. Nämlich auf jene Einsicht, daß das Kapitalverhältnis nicht von selbst verschwinden wird. Der Kapitalismus bricht nicht von sich aus zusammen. Krisen, nicht nur konjunkturelle, sondern auch strukturelle, bedeuten nicht sein Ende, sondern sind ein Teil seiner Existenzweise. Niemand vermag mit Gewißheit zu sagen, was nach dem großen Kladderadatsch, nach der Vernichtung großer Teile des industriellen sowie des Bankkapitals und damit auch zahlreicher Arbeitsplätze, passieren wird. Es ist immer denkbar, daß solch eine Großkrise als ein reinigendes Gewitter wirkt und danach, um bei Marx Formulierung zu bleiben, die „ganze Scheiße“ wieder von vorne losgeht. Michael Heinrich hat darauf in den *Streifzügen* (1/99, vgl. auch seinen Beitrag in der vorliegenden Ausgabe) und an anderen Stellen nachdrücklich hingewiesen. Eine Endkrise des Kapitalismus gibt es nur, wenn es ein massenhaftes emanzipatives antikapitalistisches Bewußtsein gibt, also wenn eine große Zahl von Menschen den Kapitalismus nicht mehr will und ihn deswegen abschafft.

Anzumerken ist hier jedoch, daß die Kritik an Kurz und der „Krisis“, wie sie etwa seit Anfang der 90er Jahre geübt wurde, offenbar einiges bewirkt hat. Klang es in früheren Texten stets so (ob es auch so gemeint war, läßt sich schwer sagen), als ob die prognostizierte Endkrise des Kapitalismus gleichbedeutend sein soll mit dem Übergang zum Kommunismus, so wird im „Schwarzbuch“ und in anderen neueren Texten wie zum Beispiel dem „Manifest gegen die Arbeit“ sehr genau darauf geachtet, die prophezeite Endkrise lediglich als Endkrise der Kapitalverwertung darzustellen. Die Möglichkeit, daß aus dieser Krise die allgemeine Barbarei hervorgeht wird nicht nur in Erwägung gezogen, sondern – leider zu recht – für sehr viel wahrscheinlicher gehalten als der Schritt zur allgemeinen Emanzipation.

Zwar spricht Kurz im „Schwarzbuch“ nicht mehr wie noch in früheren Texten von einer hinter dem Rücken der Individuen bereits stattfindenden kommunistischen Vergesellschaftung oder von einem „Kommunismus der Sachen“, dennoch tendiert er immer wieder dazu, seine Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft dadurch zu veredeln, daß er ihr den objektiven Gang der Weltgeschichte an die Seite stellt. Trotz der nachdrücklichen Kritik am Marxismus-Leninismus finden sich in der Kurz'schen Argumentation immer wieder Versatzstücke des leider immer noch keineswegs verschiedenen ML. Wenn auch nicht mehr so ausgeprägt wie früher und zum Teil abgeschwächt durch eine Technikkritik, die zeitweise jedoch in Lebensphilosophie abzugleiten droht, geistert auch durch das „Schwarzbuch“ die Vorstellung von den guten Produktivkräften und den schlechten Produktionsverhältnissen. Besonders ausgeprägt sind solche Tendenzen bei der Einschätzung der dritten, mikroelektronischen industriellen Revolution, die bei Kurz zum einen die Aufgabe hat, den Kapitalismus an seinen eigenen Widersprüchen endgültig zugrunde gehen zu lassen und andererseits nun aber wirklich die Produktivkräfte derart zu entfalten, daß eine befreite Gesellschaft möglich werde. Gegen solche objektivistischen Revolutions- und Untergangstheorien gilt es daran festzuhalten, daß die Einführung der ausbeutungs- und herrschaftsfreien Gesellschaft heute nur das sein kann, was in der Linken immer als schlimmste nur denkbare idealistische Abweichung gehandelt wurde: ein voluntaristischer Akt.

Abstrakte Arbeit und Popularisierung

Erschwert wird die Auseinandersetzung mit der Kurz'schen Krisentheorie dadurch, daß der Arbeitsbegriff im „Schwarzbuch“ im Dunkeln bleibt. Ging Kurz in früheren Texten noch davon aus, daß die Wertkritik nicht popularisiert werden darf, so hat er nun einen ganzen Wälzer geschrieben, der zur Popularisierung des

Begriffs der „abstrakten Arbeit“ allein schon dadurch beitragen wird, daß er permanent vorkommt. Erklärt oder gar entwickelt wird dieser Begriff jedoch an keiner Stelle. Das wäre in einer populären Fassung auch schwierig, denn wie soll man den Begriff der abstrakten Arbeit ernsthaft erklären, ohne ausführlich auf die Marx'sche Wertformanalyse zu rekurrieren. Kurz' Begriff der abstrakten Arbeit weicht aber auch von der von Marx am Beginn des „Kapitals“ entwickelten Kategorie zum Teil ab und steht, wie Michael T. Koltan bereits in einer früheren Kurz-Kritik gezeigt hat (*Archiv für die Geschichte des Widerstands und der Arbeit*, No. 15, 1998), zum Teil im Widerspruch zum Marx'schen Begriff. Während bei Marx die abstrakte Arbeit eine konsequent nicht-empirische Kategorie ist, die nur im Zusammenhang mit der Wertformanalyse Sinn ergibt, droht sie im „Schwarzbuch“ zu einem Begriff zu werden, der nur noch die Tatsache bezeichnet, daß die Kapitaleigentümer die Produktion für ihren Profit betreiben und nicht für die *konkreten* Bedürfnisse der Individuen. Der ganze Irrsinn, das in sich selbst Unvernünftige, das Realabstrakte und sich daher einer konsistenten Theoretisierung Entziehende solch einer Kategorie geht zumindest im „Schwarzbuch“ verloren, obwohl Kurz im Gegensatz zum Traditionsmarxismus gerade darum bemüht ist, die Irrationalität kapitalistischer Vergesellschaftung herauszuarbeiten. (Vgl. dazu auch den Aufsatz von Martin Janz in *Bahamas* Nr. 31, wo versucht wird zu zeigen, daß die Eliminierung der erkenntnis- und ideologiekritischen Intentionen der Marx'schen Wertformanalyse nicht nur der populären Form des Verkaufsschlagers „Schwarzbuch“ geschuldet ist, sondern auch für theoretische Grundagentexte von Kurz konsistent ist.)

Prinzipiell ist aber die Absicht von Kurz, eine allgemeine Kritik der Arbeit zu leisten, zu unterstützen und gegen die auf recht gewollt anmutenden Mißverständnissen beruhenden Angriffe beispielsweise von Thomas Kuczynski (*Jungle World*, 10/00) zu verteidigen. Kuczynski ontologisiert den Arbeitsbegriff und kann daher jegliche menschliche Tätigkeit, jede Form des gesellschaftlichen Stoffwechsels mit der Natur nur als Arbeit begreifen. Kurz hingegen versucht, genau diese Ontologisierung zu durchbrechen. Das bedeutet aber nicht, daß er, wie Kuczynski ihm unterstellt, davon ausgehen würde, daß in der befreiten Gesellschaft kein Mensch mehr etwas tun würde.

Antisemitismus und Auschwitz

Völlig unverständlich ist es hingegen, warum der Systemzusammenhang, wie Kurz schreibt, erst heute „unhaltbar geworden“ sein soll. Für die materialistische Kritik, die den Kommunismus will, war er das schon immer. Wenn man schon einen Einschnitt diesbezüglich markieren

möchte, so ist der nicht erst heute anzusetzen, sondern mit dem Nationalsozialismus. Auschwitz war es, was jede auch vorher schon fragwürdige Geschichtsphilosophie, die den Kapitalismus erst reifen lassen will, weil in ihm die Potenzen für die befreite Gesellschaft heranwachsen, völlig unmöglich gemacht hat. Bei der Behandlung des Nationalsozialismus schwankt Kurz. Einerseits steht jemand wie Moïse Postone mit seinem wert- und fetischkritischen Erklärungsversuch der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik bei der „Krisis“ mittlerweile hoch im Kurs. Andererseits erscheint auch im „Schwarzbuch“ Auschwitz als Durchgangsstadium der Durchsetzungsgeschichte des Werts, wodurch es – Martin Janz hat dagegen völlig zu Recht angeschrieben (*Jungle World* 11/00, *Bahamas* Nr. 31) – trotz aller Einschränkungen und Relativierungen zu einer Historisierung der Massenvernichtung von links kommt.

Diese Historisierung korrespondiert mit einigen begrifflichen Entgleisungen, die sich bei Kurz finden lassen. Und zwar nicht, wie Michael Heinrich in seiner Besprechung des „Schwarzbuch“ im *Konkret* (3/00) meint, nur einmal, wenn er vom „Kinderholocaust“ im Trikont schreibt, sondern ebenso, wenn er über Altersheime mit „KZ-ähnlichem Charakter“ schwadroniert oder den qua ökonomischer Konkurrenz zum permanenten Gegeneinander verdammt bürgerlichen Subjekten prinzipiell eine Bestialität bescheinigt, „wie sie kein sadistischer KZ-Aufseher sich schlimmer ausdenken vermöchte.“ Auch der Begriff der „sozialen Endlösung“, den Kurz bei der Kritik des „Bevölkerungsgesetzes“ von Malthus verwendet, ist nicht unproblematisch. Zwar läuft die bis heute weit verbreitete Theorie von einer angeblichen Überbevölkerung tatsächlich auf Massenmord hinaus, dennoch bezeichnet der Begriff der „Endlösung“ bezüglich des Nationalsozialismus bekanntlich den Massenmord an den Juden und Jüdinnen und beispielsweise nicht den keineswegs auf endgültige Vernichtung abzielenden rassistisch motivierten und mit Nützlichkeitsabwägungen durchargumentierten Massenmord an Russen, Serben und anderen, der sehr viel eher mit den Vorstellungen von Malthus oder auch zeitgenössischen „Bevölkerungsexperten“ verglichen werden kann als die Shoah.

Trotzdem ist hervorzuheben, daß Rassismus, Antisemitismus und Nationalismus im „Schwarzbuch“ sehr viel mehr Aufmerksamkeit erfahren und auch ernster genommen werden, als in früheren Texten von Kurz. Während in älteren Schriften die Möglichkeit einer faschistischen Mobilisierung in Deutschland noch mit dem ebenso saloppen wie blödsinnigen Argument vom Tisch gewischt wurde, daß in der BRD fünfzig Jahre nach dem NS keine treu-

deutsch gescheiterten Recken, sondern hauptsächlich „junge Männer mit Zöpfchen und Ohrklips“ herumrennen würden („Honeckers Rache“, 1991), durchzieht der Hinweis auf real auftretende und potentiell vorhandene rassistische und antisemitische, autoritäre und nationalistische Bewegungen – auch wenn keine explizite begriffliche Bestimmung von Antisemitismus und Rassismus geliefert wird – die gesamte Darstellung im „Schwarzbuch“. Um so erstaunlicher ist es, daß Kurz gegen Ende seines Werkes auf einen der momentan einflußreichsten Antisemiten zu sprechen kommt, ohne dessen Antisemitismus eigens zu thematisieren. In Jörg Haider sieht Kurz nur einen Verwandten von Reagan und Berlusconi, von Schröder und Blair. Damit ist zwar etwas Richtiges erkannt, aber eben nur die halbe Wahrheit ausgesprochen. Denn gerade im Antisemitismus Haiders und der FPÖ manifestiert sich die Besonderheit einer postnationalsozialistischen Gesellschaft. Haiders Perfektionierung einer mit sämtlichen Motiven des

sekundären Antisemitismus arbeitenden Argumentation, die in dieser Form nur in Österreich oder Deutschland funktionieren kann, unterscheidet ihn von fast jedem nationalistisch-demokratischen Normalstaatsrassisten in Westeuropa.

Ein anderer österreichischer Politiker, der neue Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Österreichs Alfred Gusenbauer, soll übrigens das „Schwarzbuch“ auf seinem Schreibtisch liegen und die Lektüre bereits begonnen haben. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß das bei diesem ehemaligen Provinzheroen des staatsfetischistischen Arbeiterbewegungsmarxismus, der heute den linken Patriotismus hochhält und das Ansehen der Nation gegen die vermeintlichen Nestbeschmutzer von rechts außen verteidigt, etwas nützt – was man Robert Kurz allerdings wahrlich nicht zum Vorwurf machen kann.

Robert Kurz: Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abschied von der Marktwirtschaft. Eichborn Verlag, Frankfurt/M. 1999, 816 Seiten, 68,- DM, 496,- ATS

Kritik der Politik

JOHANNES AGNOLI ZUM 75. GEBURTSTAG

Herausgegeben von Joachim Bruhn, Manfred Dahlmann und Clemens Nachtmann

„Jeder Staat muß freie Menschen als mechanisches Räderwerk behandeln; und das soll er nicht; also soll er aufhören“: Daß der Staat aufhören soll, wie G. W.F Hegel vor 200 Jahren verlangte, daß er, ob abgeschafft (Michail Bakunin) oder aufgehoben (Karl Marx), jedenfalls zu verschwinden hat, gilt der Gegenwart als das Undenkbare schlechthin, als widernatürlich. Vielmehr erscheint der Staat als anthropologisches Existential, gar als berufener Friedentifter einer Gesellschaft, in der der Mensch seiner Natur gemäß gar nicht anders kann, als des Menschen Wolf zu sein. Ob linksbürgerliche Demokratiewissenschaft oder konservativer Autoritätskult, ob ökologischer Wirtschaftsombau, zivilgesellschaftliche Staatsreform oder postmodernes Patchwork der Minderheiten – die Gegenwart hat ihren Frieden mit dem Staat gemacht und sich der Politik verschrieben. Was aber ist die Politik? Nichts anderes als das zur ökonomischen Ausbeutung passende Management der Herrschaft? Und was ist die Verfassung anderes als die Geschäftsordnung, dergemäß diese Herrschaft ausgeübt wird? Der Kampf der Parteien um die Macht, der politische Wettbewerb, wie er sich vermittle der Wahlen vollzieht, ist die Weise der Verschleierung der Herrschaft des Menschen über den Menschen.

Mit Beiträgen von Hans-Georg Backhaus, Werner Bonefeld, Manfred Dahlmann, Ulrich Enderwitz, Georg Fülberth, Stephan Grigat, Fabian Kettner, Antonio Negri, Kosmas Psychopedis, Gerhard Scheit und Michael Wilk.

320 Seiten, 44 DM, 317 ATS, ISBN: 3-924627 66-5

Ça ira-verlag, postfach 273, D-79098 freiburg, e-mail: isf-e.v@t-online.de

Neues vom Weltuntergang?

REPLIK ZU NORBERT TRENKLES „WEIL NICHT SEIN KANN, WAS NICHT SEIN DARF...
ÜBER MICHAEL HEINRICHSVERSUCH, DIE MARXSCHES KRISENTHEORIE UNSCHÄDLICH ZU MACHEN“
IN STREIFZÜGE 1/2000

von Michael Heinrich

Über gute Argumente und böse Absichten

Als Autor ist man über Besprechungen seiner Arbeiten stets erfreut. Auch wenn sie äußerst kritisch sind, läßt sich aus der Auseinandersetzung doch meistens etwas lernen. Der Artikel von Norbert Trenkle ist nun gleich in doppelter Hinsicht aufschlußreich: er spricht nicht nur inhaltliche Fragen an, die in meinem Buch „Die Wissenschaft vom Wert“ behandelt werden, er demonstriert auch eine weitere Facette der für die Krisis-Gruppe typischen Denkweise. In einer Besprechung von Robert Kurz „Schwarzbuch des Kapitalismus“ (*Konkret* 3/2000) hatte ich darauf hingewiesen, daß Kurz trotz heftigster Abgrenzung vom „Arbeiterbewegungsmarxismus“ einige von dessen zentralen Elementen reproduziert: so etwa einen technologisch begründeten Geschichts-determinismus (Einführung der Mikroelektronik führt zum Zusammenbruch des Kapitalismus) und eine moralische Kapitalismuskritik (der Kapitalismus wird an Zwecken gemessen, die er überhaupt nicht hat, so etwa, wenn das „Scheitern“ des Kapitalismus konstatiert wird, insofern er Arbeitslosigkeit und Elend produziert). Trenkles Text läßt ein weiteres Element aus diesem Spektrum erkennen: auf Positionen, die von der eigenen Auffassung abweichen, wird nicht in erster Linie durch inhaltliche Kritik geantwortet, den Abweichlern werden vielmehr finstere Absichten unterstellt, aufgrund deren sie überhaupt ihre abweichenden Positionen vertreten. In der Geschichte der Arbeiterbewegung kennt man dieses Verhalten von autoritär strukturierten kommunistischen Parteien. Noch weit mehr Erfahrung damit hat die katholische Kirche und zumindest an diesem Punkt teilen beide dasselbe Denkmuster. Da sich die Führung von Partei bzw. Kirche nicht nur im Besitz der einzigen Wahrheit glaubt, sondern diese Wahrheit auch noch als eine ganz offensichtliche betrachtet, die jedermann sofort einleuchten müßte, kann Kritik nur zwei Umständen geschuldet sein: entweder der geistigen Unfähigkeit des Kritikers oder seiner bösen Absicht, die Verbreitung der Wahrheit zu verhindern.

Die erste Variante des Umgangs mit Kritikern konnte man bereits in dem von der Krisis herausgegebenen „Manifest gegen die Arbeit“ nachlesen. Dort wird im ersten Absatz die zentrale These des Manifests formuliert, dass der „Leich-

nam der Arbeit“ die Gesellschaft beherrschen würde und daß sich „alle Mächte rund um den Globus“ zur Verteidigung dieser Herrschaft verbündet hätten. Im zweiten Absatz heißt es dann: „Wer das Denken noch nicht verlernt hat, erkennt unschwer die Bodenlosigkeit dieser Haltung. Denn die von der Arbeit beherrschte Gesellschaft erlebt keine vorübergehende Krise, sie stößt an ihre absolute Schranke.“ Wer also die Weltsicht der Krisis nicht teilt, dem wird ganz einfach vorgeworfen, er habe „das Denken verlernt“.

Da mir Trenkle das Denken anscheinend noch zutraut (was mich natürlich freut), ich aber trotzdem anderes vertrete als die Krisis, schließt er messerscharf, daß üble Absichten hinter meiner Position stecken müssen. Trenkle entlarvt diese Absichten bereits im Untertitel seines Textes: Motiv meiner Argumentation sei der Versuch, „die Marxsche Krisentheorie unschädlich zu machen“. Schon auf der ersten Seite erfährt man dann noch mehr: „genau darauf kommt es ihm [als mir, M.H.] auch an“ – nämlich: eine „Kompatibilität zwischen der Marxschen Theorie und der positivistischen bürgerlichen Volkswirtschaftslehre“ (S. 16) herzustellen. Nach einigen weiteren Entlarvungen kann Trenkle dann am Ende seines Textes triumphierend erklären: „Heinrichs Interesse ist bekannt: eine fundamentale Krise darf nicht sein“ (S. 21).

Mit Spekulationen darüber, was eine Kritik jenseits aller inhaltlichen Argumente motiviert hat, kann man zwar Stimmungen schüren, den Gegner beim Publikum anschwärzen und die eigene Position immunisieren, die angeblich gar nicht kritisiert, sondern nur „abgewehrt“ werde; für eine inhaltliche Auseinandersetzung sind solche Spekulationen aber gänzlich irrelevant – unabhängig davon, ob die vermuteten Absichten vorhanden sind oder nicht. Dies läßt sich an Trenkle selbst demonstrieren: aus seinem einleitenden Absatz, daß mein Buch in „akademischen Kreisen“ als „fundiert“, der Ansatz der Krisis-Gruppe dagegen als „oberflächlich“ gilt, könnte man schließen, daß Trenkle ob solcher Reaktionen doch etwas beleidigt ist (zumal er in Anm. 14 zugeben muß, daß meine Thesen nicht nur in akademischen, sondern auch in „traditionell-linksradikalen Kreisen“ positiv rezipiert werden). Aber selbst wenn dieses Beleidigtsein

das Motiv von Trenkles Kritik sein sollte – es wäre für die inhaltliche Auseinandersetzung völlig irrelevant: denn auch aus einem beleidigten Kopf kann ein kluger Gedanke oder eine zutreffende Kritik entspringen, mit der man sich dann inhaltlich auseinandersetzen muß.

Allerdings macht es Trenkle seinen LeserInnen nicht ganz leicht zur inhaltlichen Ebene seines Textes durchzudringen. Neben der Entlarvung böser Absichten findet sich bei ihm noch ein weiteres Verfahren, den Opponenten noch vor der inhaltlichen Auseinandersetzung anzuschwärzen: man etikettiert die nicht genehme Position mit einem zwar nur vage bestimmten, aber eindeutig negativ besetzten Attribut. Bei Trenkle spielt diese Rolle der Ausdruck „positivistisch“. Ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, diesen Begriff näher zu bestimmen, wird er von Trenkle geradezu inflationär verwendet: ich würde positivistisch argumentieren, bringe typisch positivistische Einwände, würde Marx in einen positivistischen Ökonomen verwandeln etc. Positivismus war ursprünglich eine erkenntnistheoretische Richtung, die allein von den unmittelbar „gegebenen“ Wahrnehmungskomplexen ausgehen wollte. Im Gefolge des sogenannten „Positivismustreits in der Soziologie“ in den 60er Jahren wurde Positivismus im linken Mainstream (der von der Krisis ansonsten wortreich kritisiert wird) zum weitgehend inhaltsleeren Schimpfwort, mit dem nicht nur flächendeckend die „bürgerliche“ Wissenschaft belegt wurde, sondern gerne auch solche Interpretationen des Marxismus, die von der eigenen abwichen. Diese Tradition setzt auch Trenkle fort.

„Zusammenbruchdiagnose“ bei Marx?

Im Zentrum von Trenkles inhaltlicher Argumentation steht – wie von einem Vertreter der Krisis auch nicht anders zu erwarten – die Zusammenbruchstheorie.¹ Die Krisis-Gruppe sieht darin die schärfste Spitze der Marxschen Theorie. In der „Wissenschaft vom Wert“ hatte ich die Auffassung vertreten, daß Marx zwar in den „Grundrissen“ von 1857/58 an einer vielzitierten Stelle zusammenbruchstheoretisch argumentiert habe, im danach entstandenen „Kapital“ aber nicht mehr. Als Beleg dafür, daß Marx auch noch im dritten Band des Kapital eine

Zusammenbruchstheorie vertreten habe, führt Trenkle die bekannte Passage aus dem 15. Kapitel an, wo Marx davon spricht, daß die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion das Kapital selbst sei, daß das Mittel (Entwicklung der Produktivkräfte) in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck (Kapitalverwertung) gerate (MEW 25, S. 260). Trenkle wirft mir vor, ich hätte diese Stelle mit Absicht nur gekürzt zitiert, um schließen zu können, hier würde es gar nicht um einen Zusammenbruch gehen. Von Zusammenbruch, unüberwindlicher Schranke oder irgendeiner Art von Ende des Kapitalismus ist aber auch in der längeren Textpassage, die Trenkle seinen LeserInnen präsentiert, nicht die Rede.²

Marx spricht nicht vom Ende der kapitalistischen Produktionsweise, sondern vom „beständigen Widerspruch“, in der sich diese Produktionsweise befindet. Dies scheint auch Trenkle irgendwann bemerkt zu haben und so sieht er sich zu einer bemerkenswerten Hilfskonstruktion gezwungen: „... darüberhinaus versteht es sich im Kontext der an Hegels Philosophie orientierten Marxschen Begrifflichkeit auch von selbst, daß ein *beständiger* Widerspruch letztlich zu einer *endgültigen* Aufhebung und damit in diesem Fall zur Sprengung der herrschenden Produktionsweise drängt“ (S. 18, Hervorhebungen von Trenkle). Was sich hier alles „auch von selbst“ versteht, ist schon erstaunlich. Die Hegelsche Philosophie – eine der komplexesten Gestalten abendländischer Geistesgeschichte – wird auf die simple Aussage heruntergebracht, daß Widersprüche zu ihrer Aufhebung drängen. Das Verhältnis Marx-Hegel, ebenfalls kein einfaches Thema, wird darauf reduziert, daß sich die Marxsche Begrifflichkeit an Hegels Philosophie „orientiert“ habe, unbestimmter kann man es kaum formulieren. Diese Unbestimmtheit hindert Trenkle aber nicht die weitreichendsten Schlußfolgerungen zu ziehen: Aufgrund dieser „Orientierung“ der Begrifflichkeit müsse Marx den Zusammenbruch des Kapitalismus im Sinn gehabt haben – auch wenn er nicht davon spricht! Wer solche Konstruktionen als ernst gemeinte Argumente offeriert, sollte sich eigentlich nicht wundern, wenn sein Ansatz als „oberflächlich“ gilt.³

Profitratenfall: innere Logik der kapitalistischen Produktionsweise oder Sprung in die Empirie?

Für die Frage, ob die Durchschnittsprofitrate langfristig fällt oder steigt, ist das Verhältnis der Wachstumsraten von organischer Kapitalzusammensetzung und Mehrwertrate entscheidend. Im dritten Band des „Kapital“ versucht Marx nachzuweisen, daß die Mehrwertrate langfristig nicht so stark steigen kann, als daß damit das Wachstum der organischen Zusammensetzung kompensiert werden könnte. In meinem Buch versuchte ich in einem ersten Schritt zu zeigen, daß die

Begründungsversuche, die sich dazu bei Marx und in der marxistischen Literatur finden, unzureichend sind: Mit der im dritten Band entwickelten Argumentation läßt sich über eine langfristige Bewegungstendenz der Profitrate nichts aussagen, so meine Folgerung. In einem zweiten Schritt berücksichtigte ich dann ein Argument, das im dritten Band nicht auftaucht: eine neue Produktionsmethode wird nur dann eingeführt, wenn das für sie zusätzlich benötigte konstante Kapital (pro Wareinheit) kleiner ist als das (pro Wareinheit) eingesparte variable Kapital. Mit anderen Worten: es werden keine Produktivkraftsteigerungen eingeführt, die beliebig viel zusätzliches konstantes Kapital benötigen. Mit einer einfachen Rechnung läßt sich zeigen, daß die Durchschnittsprofitrate *nicht* sinkt, wenn alle Einzelkapitale bei der Einführung neuer Produktionsmethoden diesem Kriterium genügen.

Trenkle meint nun, der gerade skizzierte Argumentationsgang sei „bezeichnend“ für meine „positivistische und formalistische Vorgehensweise“ (S. 19): ich würde eine zusätzliche Bedingung einführen, in der das Beweisziel schon enthalten sei und dabei unzulässigerweise ein Kalkül der einzelwirtschaftlichen Ebene (unter welchen Bedingungen wird eine neue Produktionsmethode eingeführt) auf die makroökonomische Ebene (Durchschnittsprofitrate) übertragen.

In seinem Eifer, mich wieder einmal als Positivist zu entlarven, ist es Trenkle offensichtlich entgangen, daß gar nicht ich es bin, der willkürlich eine zusätzliche (und noch dazu fragwürdige) Bedingung für den Einsatz neuer Produktionsmethoden einführt. Vielmehr ist es Marx, der diese Bedingung im 13. Kapitel des ersten Kapital-Bandes einführt und zwar nicht als irgendeine, sondern als die zentrale wertmäßige Bedingung, unter der es im Kapitalismus zur Anwendung von Maschinerie kommt. Ich habe lediglich dieses Argument aus dem ersten Band (mit voller Quellenangabe) bei der Diskussion über den dritten Band des „Kapital“ berücksichtigt.⁴ Aber lassen wir die Quellenlage auf sich beruhen und kommen zu Sache selbst.

Trenkle wendet sich prinzipiell gegen jede „Modellrechnerei“ und erklärt, es heiße die Marxsche Theorie mißzuverstehen, wenn man alle Momente formalisieren und in ein mathematisches Modell packen wolle (S. 20). Nun ist es zwar richtig, daß man nicht die gesamte Marxsche Theorie in ein mathematisches Modell packen kann, allerdings finden sich bei Marx eine Reihe quantitativer Aussagen (wie etwa zum Profitratenfall) und auch die Krisis benutzt solche Aussagen („Schrumpfen der Wertmasse“). Zieht man jedoch quantitative Folgerungen, dann muß man es sich auch gefallen lassen, daß zumindest diese Folgerungen in einem quantitativen Rahmen diskutiert und geprüft werden.

Trenkle zieht sich allerdings nicht hinter diesen Generaleinwand zurück, er versucht auch zu zeigen, daß das von mir herangezogene Kriterium des ersten Bandes (das eingesparte variable Kapital muß größer sein als die Zusatzausgabe an konstantem Kapital) nur eines von mehreren kapitalistischen Motiven sei. Trenkle zählt eine Reihe weiterer Motive auf, wobei ihm aber offensichtlich nicht immer klar ist, in welchem Zusammenhang sie zu dem von ihm kritisierten Kriterium aus dem ersten Band des „Kapital“ stehen. So schreibt er beispielsweise, daß die Einzelkapitale auch unter dem Zwang stehen „im technologisch-organisatorischen Wettbewerb mitzuhalten“ (S. 19). Das ist ja richtig, aber wie setzt sich dieser Zwang durch? Indem mit den technisch fortgeschritteneren Methoden billiger produziert werden kann. Und warum kann mit den neuen technischen Methoden billiger produziert werden, obwohl doch die neue Maschinerie zusätzliche Kosten verursacht? Weil die Zusatzkosten für Maschinerie geringer sind als das, was an Löhnen eingespart wird, womit wir wieder bei dem Kriterium wären, das Trenkle gerade loswerden wollte.

Natürlich können sich einzelne Kapitalisten bei der Einführung neuer Technologien auch irren (so ist wohl Trenkles Hinweis zu verstehen, daß es auch gescheiterte Fusionen gibt, Anm. 15), oder es können neue Technologien eingeführt werden, die kurzfristige Verluste bringen (ein weiteres Beispiel von Trenkle) – aber diese Verluste nehmen die Kapitalisten doch nur deshalb in Kauf, weil sie sich langfristig höhere Gewinne versprechen und die kommen eben nur zustande, wenn durch die Einführung der neuen Technologien die Kosten sinken, wobei wir wieder bei dem Kriterium aus dem ersten Band wären.

Die Argumentationsweise von Trenkle ist hier aber nicht wegen seiner unbegriffenen Beispiele interessant, sie ist vor allem in methodischer Hinsicht aufschlußreich: Trenkle, der mir weiter oben in seinem Text vorgeworfen hatte, ich würde Marx ein „empiristisch-induktives Erkenntnismodell unterschieben“ und damit dessen „Einsichten in das Wesen und die innere Logik der kapitalistischen Produktionsweise grundsätzlich entwerten“ (S. 16) macht hier selbst einen unreflektierten Sprung in die kapitalistische Empirie und läßt jede „innere Logik der kapitalistischen Produktionsweise“ hinter sich. Nur zur Erinnerung: Marx wollte im „Kapital“ nicht eine besondere Phase des Kapitalismus analysieren, sondern dessen innere Logik, die allen seinen Entwicklungsphasen unterliegt (soweit wird wohl auch noch Trenkle zustimmen). Das hat aber Konsequenzen für die Argumentationsweise (und hier kommt Trenkle schwer ins Trudeln): Man kann nämlich nicht *besondere* Bedingungen als Begründung für *allgemeine*, dem Wesen der kapitalistischen Produktionsweise geschuldete Tendenzen

anführen. Sowohl im 13. Kapitel des ersten Bandes (Maschinerie), als auch im 13. Kapitel des dritten Bandes (Profitratenfall) will Marx allgemeine Tendenzen aufzeigen, die *jeder* kapitalistischen Produktion immanent sind, die dementsprechend auch nur aus den allgemeinen Bestimmungen der kapitalistischen Produktionsweise abgeleitet werden dürfen. In diesem Sinne führt Marx das Kriterium für die Anwendung neuer Produktionsmethoden im ersten Band ein: es folgt allein aus der Bestimmung des Kapitals, daß sein einziger Zweck die Verwertung ist und nicht aus den besonderen Umständen unter denen die Verwertung stattfindet (mit solchen Umständen glaubt aber Trenkle, dieses Kriterium relativieren zu können). Daßelbe gilt für das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate im dritten Band: Marx will demonstrieren, daß es sich um ein allgemeines Gesetz jeder kapitalistischen Produktion handelt, daher verwendet er zu dessen Begründung auch nur die allgemeinsten Bestimmungen des Kapitals und nicht Eigenschaften, die vielleicht in einer bestimmten Entwicklungsphase auftreten (wie die von Trenkle erwähnte, gegenwärtig große Steuer- und Abgabenlast zur Herstellung der Infrastruktur). Will man das Marxsche „Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate“ ernsthaft diskutieren, dann muß man sich schon auf die Voraussetzungen einlassen, unter denen es von Marx formuliert wird, und das sind allgemeine, sich auf die „innere Logik der Produktionsweise“ beziehende und keine besonderen, aus der jeweiligen Empirie aufgegriffene wie bei Trenkle.

Die Untiefen der „Makroökonomie“

Den Streit um das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate hält Trenkle aber sowieso nicht für so wichtig, denn der Kern der „Zusammenbruchsdiagnose“ würde sich mit ihm gar nicht erfassen lassen. Diesen Kern finde man vielmehr im „Schrumpfen der Wertmasse“. Auch wenn die Profitrate steigt, könne die gesamtgesellschaftliche Wertmasse abnehmen, „womit die Grundlage der Kapitalverwertung also unterhöhlt wird“ (S. 19). Das Ganze möchte Trenkle als „kritische Analyse des kapitalistischen Gesamtzusammenhangs“ verstanden wissen, während eine Untersuchung der Profitrate auf die „partikulare einzelkapitalistische Perspektive“ (S. 20) hinauslaufe, die hier nichts zu suchen habe.

Zunächst einmal fällt auf, daß Trenkle den „Gesamtzusammenhang“ abstrakt der einzelkapitalistischen Perspektive gegenüberstellt und darin ganz unkritisch der Unterscheidung von Mikro- und Makroökonomie der etablierten Volkswirtschaftslehre folgt.⁵ In der Volkswirtschaftslehre wird dabei von den fertigen Phänomenen ausgegangen: das Einzelkapital und der gesamtwirtschaftliche Zusammenhang werden so aufgefaßt wie sie in der Empirie sichtbar sind. Im Unterschied dazu ist

sich Marx darüber im Klaren, daß weder das Einzelkapital noch dieser gesamtwirtschaftliche Zusammenhang einfach „gegeben“ ist, sondern erst kategorial entwickelt werden muß. Dabei bedeutet kategoriale „Entwicklung“ nicht einfach nur Beschreibung, sondern Auflösung eines realen, in der Empirie vorhandenen Zirkels. Der reale Zirkel besteht darin, daß sich das Gesamtkapital einerseits aus den Einzelkapitalen konstituiert, es den Einzelkapitalien andererseits aber den Rahmen ihrer Bewegung vorgibt: Voraussetzung und Resultat schlagen ineinander um. Marx löst diesen Zirkel auf, indem er das individuelle Kapital und die Konstitution des Gesamtkapitals auf der Darstellungsebene jedes Kapitalbandes gesondert betrachtet (also gerade nicht in die Empirie springt) und damit eine ganze Stufenfolge von Vermittlungen erhält, anstatt nur abstrakt zwei Ebenen gegeneinander zu stellen (vergl. dazu den letzten Teil des neu eingefügten fünften Kapitels in der „Wissenschaft vom Wert“).

Für Trenkle reduziert sich dieser komplexe Zusammenhang darauf, daß es einen Unterschied von einzelkapitalistischer und gesamtkapitalistischer Ebene gibt, daß auch bei gestiegener Profitrate der Einzelkapitale die gesamtgesellschaftliche Wertmasse sinken könne, wenn sich die Zahl der Kapitale vermindert. Soll es sich dabei aber um eine dauerhafte Tendenz handeln, dann wäre dafür auch eine Begründung und nicht nur die Konstruktion der bloßen Möglichkeit erforderlich. Was Trenkle und die Krisis-Gruppe zu begründen versuchen, ist jedoch nur der zweite Teil der Aussage, das „Schrumpfen der Wertmasse“.⁶

Daß sich in der unreflektierten Rede von der „Wertmasse“ ein naiv-substantialistisches Verständnis von Wert Bahn bricht, welches davon ausgeht, daß bereits die Verausgabung von Arbeit allein Wert konstituiert, noch ohne jede gesellschaftliche Vermittlung im Tausch, will ich hier nicht weiter ausführen.⁷ Zumal das von der Krisis behauptete „Schrumpfen“ noch auf einer weiteren Verballhornung Marxscher Begrifflichkeiten beruht, nämlich dem Unterschied von im kapitalistischen Sinne „produktiver“ (mehrwertbildender) und „unproduktiver“ (nicht mehrwertbildender) Arbeit. Bei Marx hat diese Unterscheidung nichts mit dem stofflichen Inhalt der jeweiligen Tätigkeit zu tun, sondern mit ihrer Formbestimmung: Das Backen einer Pizza ist unproduktive Arbeit, wenn es als persönliche Dienstleistung eines Kochs für den Konsum seines Arbeitgebers erfolgt (die Pizza ist nicht einmal Ware, sie wird nicht getauscht); dagegen ist dieselbe Backtätigkeit „produktive“, mehrwertbildende Arbeit, wenn sie in einem kapitalistisch geführten Restaurant erfolgt. Die Krisis löst den formspezifischen Unterschied von produktiver und unproduktiver Arbeit *de*

facto (eine explizite Klärung der Begriffe sucht man in ihren Texten vergeblich) in einen stofflichen Unterschied auf: „industrielle“ Produktionsprozesse seien produktiv, „Dienstleistungen“ dagegen im wesentlichen unproduktiv (so auch Trenkle 1999, S. 124ff.), müßten also aus den im industriellen Prozeß geschaffenen Werten bezahlt werden. Da nun gleichzeitig behauptet wird, daß aufgrund der Einführung der Mikroelektronik die industriellen Arbeitsplätze in rasendem Tempo verschwinden, ist das „Schrumpfen der Wertmasse“ im Handumdrehen abgeleitet, was dann auch noch zum „Zusammenbruch“ des Kapitalismus führen soll.

Was von der Krisis als „Schrumpfen der Wertmasse“ bezeichnet wird, ist nichts anderes als die Übersetzung eines in Soziologie und Ökonomie schon lange diskutierten Phänomens – des „Übergangs von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft“ – in eine verballhornte Marxsche Begrifflichkeit. Während bürgerliche Politik und Wissenschaft diesen Übergang feiert, Chancen entdeckt und riesige Beschäftigungspotentiale sieht, betont die Krisis-Gruppe immer wieder, daß erstens ein solches Beschäftigungswunder nicht zu erwarten ist (weder von den „Dienstleistungen“ noch von einem Akkumulationsschub der klassisch-industriellen Sektoren) und daß zweitens viele der neu entstehenden Jobs am Rande der Armutsgrenze entlohnt werden, so daß sich die Elendsbereiche der Gesellschaft ausdehnen. Beide Punkte sind richtig (und werden auch keineswegs nur von der Krisis so gesehen) – nur hat das alles noch längst nichts mit einem „Zusammenbruch“ des Kapitalismus zu tun. Was verschwindet ist der klassische Industriekapitalismus, der in seiner fordistischen Phase in der Lage war – allerdings auch nur in einigen Ländern und nur für einige Jahre – „Vollbeschäftigung“ herzustellen. Das Verschwinden dieser Form des Kapitalismus (und jeder Hoffnung auf eine erneute „Vollbeschäftigung“) ist aber keineswegs mit dem Ende des Kapitalismus identisch, wie die Krisis meint.

Eine Debatte über diesen Punkt wird allerdings auch noch dadurch erschwert, daß in den Texten der Krisis zwar ständig von Zusammenbruch, Zusammenbruchskrise, Fundamentalkrise etc. die Rede ist, aber völlig ungeklärt bleibt, wie dieser Zusammenbruch eigentlich aussehen soll: ist damit eine weitgehende Verelendung, Entzivilisierung und Brutalisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse gemeint (bei Fortexistenz eines kapitalistischen Kernbereichs) oder tatsächlich ein Zusammenbruch von Geldwirtschaft und Warenproduktion. Ich hatte diese Frage in meinem letzten Beitrag in den *Streifzügen* explizit aufgeworfen, eine klare Antwort läßt sich bei Trenkle aber auch jetzt nicht entdecken. Lediglich in einer Fußnote bemerkt er: „Mit der Sprengung der herrschenden Produktionsverhältnisse ist nichts anderes gemeint, als daß diese

an ihre objektive Schranke stoßen, also unhaltbar werden.“ (Anm. 8) Wie das aber aussieht, wenn sie „unhaltbar“ werden, das würde man schon gerne etwas genauer erfahren.

Vom Finanzsystem und mancherlei Fiktionen

Allerdings scheint auch die Krisis-Gruppe in letzter Zeit etwas ungeduldig geworden zu sein, was den als sicher geglaubten Zusammenbruch des Kapitalismus angeht. Für dessen Ausbleiben wird der Finanzsektor verantwortlich gemacht. Hier fände das überschüssige Kapital „fiktive Anlagemöglichkeiten“ (S. 20), die aber nur zu einer riesigen Finanzblase führen würden, deren Platzen nicht zu verhindern sei. Wie schon der Ausdruck „fiktive Anlagemöglichkeit“ andeutet, wird die Marxsche Kategorie des „fiktiven Kapitals“ hier in einem recht eigentümlichen Sinne gebraucht, denn eine „fiktive Anlage“ ist etwas anderes als eine Anlage in fiktivem Kapital.

Von Trenkle erfahren wir, „fiktives Kapital“ sei eine „Sonderform“ des zinstragenden Kapitals, nämlich diejenige Form, bei der „die Ansprüche auf eine bestimmte Wertsumme und deren Verzinsung nicht (mehr) durch die reale Verwertungsbewegung gedeckt sind“ (S. 20). Folgt man dieser Auffassung, dann wäre „fiktives Kapital“ diejenige „Form“ des Kapitals, die sich als ungedeckt erweist und somit wertlos wird. Der Verwertungserfolg bzw. -mißerfolg dient hier zur Grundlage einer kategorialen Unterscheidung: insofern ist jede Anlage in „fiktivem Kapital“ automatisch „fiktiv“ im Sinne von wertlos.

Im Gegensatz dazu macht Marx seine Kategorien nicht daran fest, ob eine Spekulation erfolgreich war oder nicht, ihm geht es bei kategorialen Unterscheidungen stets um unterschiedliche *Formbestimmungen* von Wert und Kapital. Die Kategorie des „fiktiven Kapitals“ führt Marx im Unterschied zum industriellen Kapital und zum Handelskapital ein: während beim industriellen Kapital das vorgeschossene Geldkapital den Kreislauf Geldkapital, produktives Kapital, Warenkapital, Geldkapital vollzieht (beim Handelskapital den Kreislauf Geldkapital, Warenkapital, Geldkapital), spricht Marx von fiktivem Kapital, wenn das vorgeschossene Geldkapital zum Kauf von bloßen *Ansprüchen* (auf Zins- und Tilgungszahlung bei Krediten, auf Dividendenzahlung beim Aktienkauf) verwendet wird. Dieser Unterschied ist deshalb wesentlich, weil industrielles Kapital und fiktives Kapital völlig unterschiedliche Bewegungsformen besitzen, von unterschiedlichen Momenten beeinflusst werden etc. All das ist Gegenstand der kategorialen Analyse. Ob jedoch die Verwertung, die gleichermaßen Zweck des industriellen wie des fiktiven Kapitals ist, erfolgreich ist oder nicht (ob sich die Kapitalanlage im nachhinein als „fiktiv“ erweist oder nicht), konstituiert bei Marx zurecht nirgendwo eine kategoriale Unterscheidung.

Wird nun einerseits davon gesprochen, daß das fiktive Kapital in den letzten Jahren enorm zugenommen hat (und wenn man den Marxschen Sinn der Kategorie zugrunde legt, ist dies auch völlig richtig) und wird andererseits davon ausgegangen, daß dem fiktiven Kapital der Bankrott immer schon auf der Stirn geschrieben steht, dann ist es natürlich ein Leichtes zu folgern, daß das ganze Finanzsystem nur in einem großen Crash enden könne. Daß das Finanzsystem eine Krise zunächst aufschieben und sie dann verstärken kann, ist unstrittig. Nur reduziert Trenkle und die Krisis-Gruppe das Finanzsystem allein auf diesen Punkt. Bereits die Ausweitung von Kreditbeziehungen erscheint dann als Krisensymptom, da der Kredit dem fungierenden Kapital als etwas völlig anderes gegenübergestellt wird. Nicht gesehen wird dabei, daß das Finanzsystem nicht bloß eine äußerliche Zutat zur „realen“ kapitalistischen Akkumulation ist, sondern daß es dieser inhärent ist. Sowohl die Notwendigkeit wie auch die Möglichkeit des Kredit-systems erwächst gleichermaßen aus dem kapitalistischen Geldsystem (vergl. dazu das dritte Kapitel des ersten „Kapital“-Bandes) wie auch aus dem Zirkulationsprozeß des Kapitals (vergl. dazu die Erörterungen zur Notwendigkeit des wechselseitigen Vorschusses der Kapitalisten bei der Untersuchung des Gesamtproduktionsprozesses im zweiten Band des „Kapital“). Daß das Kreditsystem das Steuerungszentrum kapitalistischer Akkumulation ist, wird von Marx schließlich im dritten Band des „Kapital“ hervorgehoben, aber nur ansatzweise untersucht (vergl. dazu die „Wissenschaft vom Wert“, S. 299ff). Da Trenkle das Kreditsystem aber einzig auf das Moment von „Krisenaufschub und Krisenverschärfung“ reduziert, und mit seinem schiefen Begriff des „fiktiven Kapitals“ ist auch kaum etwas anderes möglich, ist es nicht allzu verwunderlich, daß er mir vorwirft, ich würde die „Einheit von Finanzüberbau und Realakkumulation immer schon harmonistisch“ voraussetzen (S. 21). Daß die – unbewußte – Steuerung der Akkumulation über das Kreditsystem keineswegs krisenfrei von statten geht, liegt auf der Hand, „harmonisch“ ist hier gar nichts. Um die tatsächliche Krisenhaftigkeit dieser Steuerung zu verstehen ist allerdings mehr erforderlich als die gebetsmühlenartige Wiederholung der Prophezeiung vom großen Crash – zumindest sollte mit präzisen Begriffen gearbeitet werden.

Auch hier kann man, wie schon weiter oben, nur feststellen: wer derart ungenau mit den verwendeten Kategorien umgeht und zwar den für die eigene Argumentation zentralen Kategorien wie produktive Arbeit, fiktives Kapital und Zusammenbruch, der muß sich nicht wundern, daß sein Ansatz als „oberflächlich“ gilt. Am Eingang seines Artikels

bezieht sich Trenkle auf Thomas Kuhn, der in seinem Buch „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ gezeigt hat, daß Beiträge, die später als wissenschaftliche Revolutionen galten, zunächst auf Ablehnung stießen und als „theoretisch indiskutabel“ angesehen wurden. Diese Beobachtungen von Kuhn sind vollkommen richtig, nur leider kann man nicht den Umkehrschluß ziehen, daß das, was abgelehnt wird, auch schon ein verkannter Geniestreich sei. Vieles von dem, was als „oberflächlich“ und „theoretisch indiskutabel“ gilt, ist eben tatsächlich nur „oberflächlich“ und „theoretisch indiskutabel“.

Literatur

- Grossmann, Henryk: *Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems*, Leipzig 1929.
- Heinrich, Michael: *Die Wissenschaft vom Wert*, 2. überarb. u. erw. Auflage, Münster 1999.
- Ders.: *Untergang des Kapitalismus? Die „Krisis“ und die Krise*, in: *Streifzüge* 1/99.
- Ders.: *Blase im Blindflug*, in: *Konkret* 3/2000
- Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M. 1976.
- Kurz, Robert: *Schwarzbuch Kapitalismus*, Frankfurt/M. 1999.
- Krisis: *Manifest gegen die Arbeit*, Erlangen 1999.
- Trenkle, Norbert: *Es rettet Euch kein Billiglohn!* in: Robert Kurz, Ernst Lohoff, Norbert Trenkle (Hg.): *Feierabend*, Hamburg 1999.

Anmerkungen

- 1 Um den Umfang meiner Replik nicht zu sprengen, werde ich im folgenden nur auf einige der von Trenkle angesprochenen Punkte eingehen, was aber nicht heißt, daß es zu den anderen nichts zu sagen gäbe.
- 2 Apropos gekürzte Zitate: In Anm. 10 zitiert Trenkle eine Bemerkung von Marx, worin es um die „überflüssige Arbeiterbevölkerung“ als „Schranke“ der kapitalistischen Produktionsweise geht (MEW 25, S. 274), was Trenkle als weiteren Beleg für seine zusammenbruchstheoretische Argumentation ansieht. Von irgendeiner Art von Zusammenbruch ist dort zwar auch nicht die Rede, dafür aber von „periodischen Krisen“, was gerade im Gegensatz zu Trenkles Zusammenbruchsvorstellung steht – diesen Teil des Zitats hat Trenkle allerdings ausgelassen.
- 3 Wundern muß man sich auch über ein anderes Argument. Ich hatte darauf hingewiesen (*Wissenschaft vom Wert*, S. 360), daß Engels an zwei Stellen den Begriff „Zusammenbruch“ bzw. „Zusammenbrechen“ in den Marxschen Text aufgenommen hatte (ohne dies als eigene Formulierung kenntlich zu machen, so daß die Leser annehmen mußten, Marx habe so formuliert) und daß Engels in einem gekennzeichneten Einschub von der „altersschwachen“ kapitalistischen Produktionsweise spricht, die sich mehr und mehr selbst „über-

leben“ würde (MEW 25, S.273). Daraus hatte ich gefolgert, daß die Engelssche Edition des dritten Bandes (die auch nach wie vor in MEW 25 vorliegt) zusammenbruchstheoretischen Interpretationen, wie sie dann z.B. von Henryk Grossmann (1929) vertreten wurden, Vor Schub geleistet habe. (Dies gilt unabhängig von Engels, eigener Auffassung eines „Zusammenbruchs“, auf die sich Trenkle in seinem Artikel kapriziert). Trenkle meint nun, mein Verweis auf Engels sei schon deshalb absurd, weil sich der gekennzeichnete Engelssche Einschub 13 Seiten hinter der oben angesprochenen Stelle (MEW 25, S.260) befindet, auf die er seine eigene zusammenbruchstheoretische Interpretation hauptsächlich stützt: als ob eine Passage, die sich auf S.273 befindet nicht auch das Verständnis von S.260 beeinflussen könnte. Wie um Himmels willen werden bei der Krisis eigentlich wissenschaftliche Texte gelesen?

- 4 Dies macht Marx nicht, wobei allerdings zu bedenken ist, daß das Manuskript des dritten Bandes nicht nur ein Fragment blieb, sondern auch vor dem Manuskript zum ersten Band geschrieben wurde. In manchen Punkten ist der erste Band daher theoretisch weiter fortgeschritten als der dritte Band.
- 5 Auch explizit spricht Trenkle nicht nur in seinem Streifzüge-Artikel ohne jede kritische Distanz vom „makroökonomischen Zusammenhang“ (S.19, vergl. auch Trenkle 1999).
- 6 Profit und Profitrate verschwinden in den neueren Veröffentlichungen der Krisis völlig aus ihrem Blickfeld. In einem anderen Text heißt es bei Trenkle der „objektivierten Logik der Kapitalverwertung“ komme es nur darauf an „wieviel ökonomischer ‚Wert‘“ produziert werde (Trenkle 1999, S.115) und im „Manifest gegen die Arbeit“ ist davon die Rede, daß das Kapital davon lebe „massenhaft menschliche Energie durch Verausgabung von Arbeitskraft in seine Maschinerie aufzusaugen, je mehr desto besser“ (Manifest, S.27). Aber weder das Einzelkapital noch das Gesamtkapital saugt Arbeit um der Arbeit willen auf oder produziert Wert um des Wertes willen: Zweck der kapitalistischen Produktion ist immer noch Mehrwert und Profit.
- 7 In seinem Artikel macht mir Trenkle den Vorwurf, den Wert zu einer Kategorie der Zirkulation zu machen (S. 16). Wenn man wie Trenkle meint, der Wert müsse doch entweder in der Produktionssphäre oder in der Zirkulationssphäre entstehen und man ihm sagt, der Wert des Brötchens entsteht nicht in der gleichen Weise in der Backstube wie das Brötchen selbst, dann muß sich ihm natürlich die Folgerung aufdrängen, hier werde die Entstehung des Werts in die Zirkulation verlagert. Das Problem ist jedoch, daß bereits die Frage: entsteht der Wert in der Produktionssphäre oder in der Zirkulationssphäre falsch gestellt ist. Vergl. zur Kritik am Substanzialismus von Trenkles Wertauffassung meinen früheren Beitrag in Streifzüge 1/99.

Bewegungsversuche auf Glatteis

ZUM VERHÄLTNIS VON THEORIE UND PRAXIS

von Franz Schandl

„Am schädlichsten ist es, sich vor Irrtümern bewahren zu wollen.“ (G.W.F.Hegel)¹

Vorweg sei erwähnt, daß die folgenden Einwürfe nicht von einer prinzipiellen Unzufriedenheit mit dem Projekt getragen sind, wohl aber von der Sorge, daß bestimmte Behinderungen nicht überwunden werden können, ja nicht einmal als solche begriffen werden. Wir haben uns zwar inhaltlich, nicht aber der Form nach von der traditionellen Linken gelöst. Der Grundwiderspruch zwischen einer entwickelten Theorie einerseits und einer konventionellen, sich selbst unterlaufenden Praxis und Nichtpraxis andererseits, ist evident. Diesbezüglich ist das Reflexionsniveau wenig über das der alten neuen Linken hinausgekommen. Wobei einschränkend dazugesagt werden muß, daß es sich beim *Kritischen Kreis* um eine Theoriegruppe handelt, deren Anspruch (vorerst?) einer ist, der primär den Erkenntnissen Genüge tun will.

Der folgende Beitrag will erkunden, was denn eine emanzipatorische gesellschaftskritische Praxis ist, wie sie sich konstituieren könnte und wie sie ausschauen könnte. Der hier beschriebene Abschied ist als ein Prozeß zu verstehen, der das zu Verabschiedende noch nicht für gänzlich erledigt und ausgestanden hält. Er rechnet mit seinen Wirkungen. Auch wenn es nur solche im Abgang sind, sagt das nichts über Schwäche oder Gefährlichkeit aus.

1. Das strategische Manko

Das bedingte Primat der Theorie über die Praxis war eine notwendige Folge des Abgangs der Achtundsechziger, K-Gruppen und Grünen in die Bewegungs- und Bauchpolitik gewesen. Jenes ist aber kein dogmatisches Gebot, das Allgemeingültigkeit besitzt, sondern variables Gut. Die Gewichtung ist eine strategische Frage, die durchaus auch das taktische Kalkül kennt, ohne sogleich sich vor dem Opportunismus zu fürchten.

„Strategie ist in gewisser Hinsicht die Theorie der organisatorischen Praxis“,² schrieb Hans-Jürgen Krahl. Die Organisationsfrage stellt sich heute unter gänzlich neuen Aspekten. Alles was starr und fest erschien ist dynamisch und flexibel geworden, ohne daß die kritische

Praxis bisher diesen Anforderungen folgen konnte. Voraussetzung ist eine fundamentale Kritik und langfristig auch eine systematische Umwälzung der herkömmlichen Formen, in denen wir uns intern wie extern bewegen. Es geht also nicht nur darum, zu neuen Inhalten vorzudringen und diese vielfältig zu entwickeln, Theorie zu neuern und zu erneuern, notwendig ist ebenso die Auslotung und Erprobung alternativer Formen der Praxis.

Auf den ersten Blick erscheint Praxis als eine ganz einfache Veranstaltung. Als exoterisches Tun mit beabsichtigten Folgen. Kaum, daß sie jemand als solche hinterfragen will. Gewöhnlich versteht man unter Praxis die Einheit von Subjekt und Objekt durch das Prädikat. Ihr Kriterium ist nicht die Wahrheit, sondern die Wirkung. Nicht jedes beliebige Hantieren ist allerdings Praxis, dazu bedarf es mehr als die Anwendung der Alltagserfahrung im Alltag, d.h. eine höhere Stufe reflektierter Reflexion ist unabdingbar. Zur Unterscheidung vielleicht Kant: „Man nennt einen Inbegriff selbst von praktischen Regeln alsdann Theorie, wenn diese Regeln, als Prinzipien, in einer gewissen Allgemeinheit gedacht werden, und dabei von einer Menge Bedingungen abstrahiert wird, die doch auf ihre Ausübung notwendigen Einfluß haben. Umgekehrt, heißt nicht jede Hantierung, sondern nur diejenige Bewirkung eines Zwecks Praxis, welche als Befolgung gewisser im allgemeinen vorgestellten Prinzipien des Verfahrens gedacht wird.“³ Das Anstellen wird erst durch das Vorstellen von einem bloßen Tun zu einem bewußten Handeln. „In der Praxis gibt es etwas, das zu tun ist.“ Es geht, so Cornelius Castoriadis weiter, um ein „Tunsollen“.⁴

Die „Was tun?“-Frage ist nicht einfach zu entsorgen, sie darf aber ebensowenig wie ein „automatisches Einschnappen“⁵ (Adorno) funktionieren. „Ihr wißt ja auch nicht, was zu tun ist“, sagen jene, die dann im Zweifelsfall – mangels Alternativen, die sie ultimativ fordern – mittun, wogegen sie vorgeben zu sein. Dem obligaten Diktat der Praxis ist aber kein Verdikt

der Theorie gegenüberzustellen. Kritik, so unsere These, kann sich heute weder von Theorie noch Praxis absentieren (selbst wenn sie sich distanzieren soll und muß!), sie holen sie herausfordernd ein. Keine Reinheit, die nicht der Gemeinheit der Anlassigkeit zum Opfer fällt. Es gibt letztlich kein geschütztes Reservat.

2. Erkenntnis und Wirkung

Aufgabe der Theorie ist es, Erkenntnis zu liefern bzw. ein Begreifen zu ermöglichen. Wobei Erkennen und Begreifen nicht bloß als erhellendes Aufklären, sondern auch als verdunkelndes Eintrüben verstanden werden müssen. Nicht alles, was wir verstehen wollen, kann verstanden werden. Aber auch: Nicht alles, was wir heute nicht denken können, kann nicht nicht gedacht werden.

Theorie kennt keine Taktik, Praxis verlangt nach einer strategischen Anlage. Sie steht unter dem unbedingten Anspruch, zu verbinden, nicht nur sich abzusetzen. Sie hat Attraktion zu sein, nicht bloß Repulsion, wie es der Theorie durchaus erlaubt ist. Sie hat daher Stimmungen und Emotionen zu berücksichtigen, ja auf sie Rücksicht zu nehmen, will sie Einfluß gewinnen. Kritische Praxis kann nie in der reinen Negation sich behaupten, sondern muß sich als Synthese versuchen. Ziel der Praxis ist es, umfassend anzusprechen. Es geht – auch wenn das nur abstrakt, nicht aber konkret durchgehalten werden kann – um eine bewußte Zweiteilung, die den Widerspruch als einen handhabbaren benennt und zu bewerkstelligen versucht. Theorie hat in jeder Hinsicht intransigent, d.h. rücksichtslos zu sein und bedingungslos zu agieren; Praxis hat in vielerlei Hinsicht Rücksicht zu nehmen, will sie erreichen, was sie soll: *wirken*.

Praxis ist nicht die von der Erkenntnisebene auf die Handlungsebene verschobene Theorie. Theorie muß den (nie erfüllbaren) Anspruch erheben, zu sagen, was warum ist, was sie also zu erkennen vermeint; Praxis hingegen muß versuchen, *was geht*. Das Kriterium der Praxis ist die Wirkung. Theorie hingegen, die auf Wirkung abstellt, ist nichtig. Kritische Theorie ist frei vom Zwang des unmittelbaren Nutzens. Ist sie das nicht, dann ist sie Legitimationsideologie geworden.

Wirkung bemißt sich aber nicht als eine unbestimmte, sondern als eine bestimmte und bestimmbare. Nicht nach *Anschlußfähigkeit* fragt Praxis, sondern nach *Anzugsfähigkeit*, die Bewegung muß die richtige Richtung haben. Die Leute abzuholen, wo sie sind, hieße ja, sich zu ihnen, auf ihre Ebene zu begeben; nein es geht darum, diese von dort abzuziehen: sie haben zu kommen. Was von ihnen zu lernen ist, ist eindeutig negativ bestimmt. Wir positionieren uns nicht mit ihnen, sondern *gegen sie für sie*. Der gemeine Menschenverstand wird ernstgenommen, ohne daß er ein Zugeständnis erhält, oder um es vielleicht mit dem § 318 der Hegelschen

Rechtsphilosophie zu umschreiben: „Die öffentliche Meinung verdient daher ebenso *geachtet* als *verachtet* zu werden, dieses nach ihrem konkreten Bewußtsein und Äußerung, jenes nach ihrer wesentlichen Grundlage, die, mehr oder weniger getrübt, in jenes Konkrete nur scheint. Da sie in ihr nicht den Maßstab der Unterscheidung noch Fähigkeit hat, die substantielle Seite zum bestimmten Wissen in sich heraufzuheben, so ist die Unabhängigkeit von ihr die erste formelle Bedingung zu etwas Großem und Vernünftigem.“⁶

Eine Anforderung an die transrevolutionäre Praxis ist, daß sie dem gesunden Menschenverstand zwar nicht *anschlußfähig* ist, aber doch *aufmischungsfähig*. Sie muß ihn *verstehend unverstänglich* machen. Das Normale zum Irren küren, ist ihre Aufgabe. Sie will Fronten nicht erhärten, sondern diese aufbrechen und auflösen. Alles andere ist sektiererische Selbstinszenierung und intellektuelle Kraftmeierei, die sich meist so lange aufführt, bis der Illusionismus in die Desillusion umschlägt, und selbst in die Normalität desertiert.

Unterhalb der Systemschranke ist Praxis, da mag sie nun Reform sein oder sich revolutionär gebärden, immer bloß eine partikuläre Größe. Praxis kann lediglich im Moment der Systemtransformation total und somit auch überflüssig werden. Unmittelbar kann sie nicht hinausführen, ohne (hin)auszufallen. Theorie hingegen kann hinausdenken. „Das nicht Bornierte wird von der Theorie vertreten. Trotz all ihrer Unfreiheiten ist sie im Unfreien Statthalter der Freiheit.“⁷ Nur im reflektierten Denken kann der Mensch über seine reproduktiven Möglichkeiten hinauskommen. „Durch ihre Differenz von dieser als dem unmittelbaren, situationsgebundenen Handeln, durch Verselbständigung also, wird Theorie zur verändernden, praktischen Produktivkraft.“⁸ Die Verächtlichkeit mit der man heute über graue oder reine Theorie spricht, zeigt die ganze Geistesfeindschaft des herrschenden common sense. Wer Theorie denunziert, denunziert Alternativen.

3. Zweiheit von Theorie und Praxis

Die allseits propagierte Einheit ist kontraproduktiv. Wenn Theorie Praxis folgt, wird sie zur Ideologie. Wenn Praxis Theorie folgt, ist Sektierertum am Werk. Wir plädieren für eine konstruktive Distanz. Damit es zu keinem bloßen Nebeneinander kommt, sind Einmischungen erforderlich, Einmischungen freilich, die das Andere als Anderes und wiederum doch auch nicht akzeptieren. Wobei das Eine nicht das transformierte Andere ist, sondern ihre Beziehung eine der Brüche und Verwerfungen darstellt. „An Knotenpunkten, Bruchstellen der Entwicklung mögen Reflexion und Handlung zünden; selbst dann jedoch sind beide nicht eins.“⁹ Kritische Theorie und emanzipatorische

Praxis stehen in einem Spannungsverhältnis, das nur auszuhalten ist, wenn sie sich gegenseitig Autonomie gewähren. Wenn es keine eherne einseitige Dominanz gibt. Der Bezug zueinander ist aber kein *pragmatischer*, sondern gezeichnet durch Dissidenz und Konflikt. Gesellschaftskritik ist doppelbödig. Sie bewegt sich auf einem Boden, der nicht ihrer sein soll und auf einem anderen, der inexistent nur in schwindelnden Höhen sich behauptet.

„Herzustellen wäre ein Bewußtsein von Theorie und Praxis, das beide weder so trennt, daß Theorie ohnmächtig würde und Praxis willkürlich; noch Theorie durch den von Kant und Fichte proklamierten, urbürgerlichen Primat der praktischen Vernunft bricht. Denken ist ein Tun, Theorie eine Gestalt von Praxis; allein die Ideologie der Reinheit des Denkens täuscht darüber.“¹⁰ Wer sich der Mühe unterzieht, Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ zu lesen, wird unschwer feststellen, wie sehr die praktischen Gesetze der allgemeinen Vernunft auf die bürgerliche Gültigkeit hin beschlossen wurden. Der absolute Vorrang dieser Praxis scheint hier durch. Vernünftig ist was praktisch ist und allgemein anerkannt wird. Demgemäß hat sich auch der Wille in dieser Form zu gestalten.¹¹

Kritische Theorie ist angesiedelt jenseits des gesunden Menschenverstandes. Seine Gemeinheiten sind ihre nicht. „Das Alltagsdenken und Alltagsverhalten ist primär *pragmatisch*,“¹² schreibt Agnes Heller, und das sollte hellhörig machen: „Das pragmatische Verhältnis ist ein Zeichen *unmittelbarer Einheit von Theorie und Praxis*.“¹³ Eine solche Einheit ist also keineswegs das non plus ultra der Gesellschaftskritik, sondern schuldet sich dem Eindringen des gesunden Menschenverstandes in ebenjene. Was vordergründig richtig erscheint, ist hinterhältig abgründig. Irgendetwas stürzt ab. Mit ihrer plumpen Forderung nach der Einheit von Theorie und Praxis, von Wort und Tat, hat vor allem die radikale Linke die notwendige Debatte über das systembedingte Auseinanderklaffen beider geradezu desavouiert. Im Postulat erstickte die Differenz.

Theodor W. Adorno schreibt in der „Negative(n) Dialektik“: „Die Forderung der Einheit von Praxis und Theorie hat unaufhaltsam diese zur Dienerin erniedrigt; das an ihr beseitigt, was sie in jener Einheit hätte leisten sollen. Der praktische Sichtvermerk, den man aller Theorie abverlangt, wurde zum Zensurstempel. Indem aber in der berühmten Theorie-Praxis, jene unterlag, wurde diese begriffslos, ein Stück der Politik, aus der sie hinausführen sollte; ausgeliefert der Macht. Die Liquidation der Theorie durch Dogmatisierung und Denkverbot trug zur schlechten Praxis bei; daß Theorie ihre Selbständigkeit zurückgewinnt, ist das Interesse von Praxis selber. Das Verhältnis beider Momente zueinander ist nicht ein für allemal entscheiden, sondern wechselt geschichtlich.“¹⁴

Andernorts notiert er: „Sind Theorie und Praxis weder unmittelbar eins noch absolut verschieden, so ist ihr Verhältnis eines der Diskontinuität. (...) Das Dogma von der Einheit von Theorie und Praxis ist entgegen der Lehre, auf die es sich beruft, undialektisch: es erschleicht dort simple Identität, wo allein der Widerspruch die Chance hat, fruchtbar zu werden. Während Theorie aus dem gesellschaftlichen Gesamtprozeß nicht herausoperiert werden kann, hat sie in diesem auch Selbständigkeit; sie ist nicht nur Mittel des Ganzen sondern auch Moment; sonst vermöchte sie nicht dem Bann des Ganzen irgend zu widerstehen. Das Verhältnis von Theorie und Praxis ist, nachdem beide einmal voneinander sich entfernten, der qualitative Umschlag, nicht der Übergang, erst recht nicht die Subordination. Sie stehen polar zueinander.“¹⁵

„Das Falsche des heute geübten Primats von der Praxis wird deutlich an dem Vorrang von Taktik über alles andere.“¹⁶ Doch dort sind wir angelangt, und es wird sogar ausgesprochen: „Die Theorie macht Fortschritte! Sie kommt aus der Praxis“,¹⁷ weiß Anthony Giddens, den Blairismus auf den Gefrierpunkt bringend. Fast schon in Hegelscher Manier wird hier das Wirkliche zum Vernünftigen erklärt. Aber genau das ist es, was Politik letztlich leistet; sie ist eben eine *vorbestimmte* Praxis, nämlich die bürgerliche Ordnungspraxis, stets orientiert am Staat, egal wie sie zu ihm steht. Wer mehr mit ihr anstellen will, irrt.

Von der Praxis ausgehen, heißt in der Praxis aufgehen, vom Praktiker zum Praktikanten zu werden, der dann zur eigenen Rechtfertigung dumme Kalauer von sich gibt, Marke: Es gibt nichts Gutes, außer man tut es. Nur-Praktiker kommen über das Praktikantenstadium nicht hinaus. Ja, sie idealisieren es gar, springen von Frage zu Frage, von Bewegung zu Bewegung. Sie sind immer da, wo sich etwas rührt. Sie bringen sich *überall* ein, ohne *sich* einzubringen. In ihrer Beschränktheit sind sie rührig, ja fast rührend. Vor lauter Handeln kommen sie nicht zum Denken. „Aktionismus ist regressiv. Im Banner jener Positivität, die längst zur Armatour der Ichschwäche rechnet, weigert er sich, die eigene Ohnmacht zu reflektieren. Die unablässig „zu abstrakt“ schreien, befeißigen sich des Konkretismus, einer Unmittelbarkeit, der die vorhandenen theoretischen Mittel überlegen sind.“¹⁸ Indes, es ist „der Gedanke, der Atem schöpft“.¹⁹ Die kritische Reflexion ist das Moment der Befreiung, des stets bedrohten Richtigen im falschen Ganzen. Denken meint Luft holen.

Adorno weiter: „Keine Theorie darf agitatorischer Schlichtheit zuliebe gegen den objektiv erreichten Erkenntnisstand sich dumm stellen.“²⁰ Aber sie hat umgekehrt diesen Vorsprung nicht wie ein Geheimnis zu hüten, sondern ihn eben – so weit als möglich – weiterzureichen. Kritische Theorie hat Avantgarde zu sein, nicht Elite. Ihr Habitus ist bei aller nötigen Distanz

kein akademischer. Theorie verhält sich zur Praxis als Stachel und Treibsatz, die einmahnt, was die andere in ihrem profanen Treiben stets preiszugeben gedenkt. Mit der Kritik versucht die Theorie die Praxis sich vom Leib, aber doch auf Trab zu halten.

„Der Geist aber hat seinen Rang in der Absonderung.“ (Aristoteles)²¹ Denken ist eine menschliche Absonderlichkeit. Theorie entwickelt sich in Abgehobenheit, als Außer-Sich-Setzung. Theorie möchte von der beobachteten Wirklichkeit das Ganze begreifen und über sie hinausgehen. Das ist anstrebbar, aber doch nicht erfüllbar. Theorie kann nie das Ganze benennen, die Wahrheit (das Kriterium der Theorie) nie der Wirklichkeit (dem Kriterium der Praxis) entsprechen. Theorie wird sich vielmehr zur Praxis *verhalten*, nicht dem Identitätswahn verfallen. Theorie wird sowohl über Praxis hinausgehen als auch hinter ihr zurückbleiben. Keine Theorie reicht je an ihre Praxis. Und doch geht jede über sie hinaus. Auch wenn sie als das Einfachere erscheint, ist die Praxis immer vielfältiger und komplizierter als die Theorie. Allerdings gilt das auch vice versa. Das Niveau einer Theorie läßt sich erkennen an der Größe des Hinausgehens aber auch des Herankommens.

Theorie – die zu sein hat, solange die bürgerliche Gesellschaft besteht – ist nicht identisch mit Kritik, wengleich diese ihre entwickeltste Seite ausdrückt, jene Dialektik beinhaltet, die transvolutionäre Qualität aufweist. Kritik beinhaltet sowohl die Negation, aber auch das Wollen. Kritik will nicht hinnehmen. Theorie hat ihre Eigenständigkeit zu bewahren, indem sie darum kämpft. Ihr Ort ist nicht der der Segregation, der bloßen Attitüde und Attention, schon gar nicht verbunden mit irgendeiner Aura, sondern jener der beständigen Repulsion. Der Elfenbeinturm ist offen, und der Überblicker steht nicht nur am Turm, sondern er bewegt sich auch im Gelände. Will es nicht entwinden, darf das Vorauseilende nicht enteilen, lautet eine avantgardistische Grundregel.

Unser Ansatz beharrt auf einer Trennung von Theorie und Praxis, wobei der Theorie ihr Platz eingeräumt werden muß. Nicht Einheit von Theorie und Praxis wird vertreten, sondern eine *Zweiheit*, die sich der notwendigen Diskrepanz der beiden in der falschen Gesellschaft bewußt sein muß.

4. Im Gehäuse

Sind wir ein antiquierter Klüngel? Bisweilen beschleicht einen der Eindruck. Unsere Treffen und Veranstaltungen demonstrieren Konventionalität, sie hätten so auch 1976, 1983 oder 1990 stattfinden können. Dechiffrieren müssen wir nicht bloß die Gesellschaft, sondern auch uns selbst. Eine wichtige Aufgabe der Kritik ist immer auch die Selbstkritik. Selbst wenn es weh tut, und einen vorerst einmal ratlos macht. Dabei

ist es erforderlich, zu beobachten, was die Theoretiker denn sowieso (sic!, F.S.) so alles tun, ohne dies a priori zu rechtfertigen, aber es ebensowenig als private Angelegenheit abzutun und aus der Betrachtung zu exkludieren. „Womit beginnen?“ und „Was tun?“, diese Fragen sind so aktuell wie vor hundert Jahren. Wahrlich, Lenin läßt ungebeterweise grüßen.

Charakteristisch für die *Streifzüge* ist – und darin besteht ihre hervorstechende Qualität! –, daß sie über den „ureigensten“ Klüngel hinausreichen, angenommen und auch rezipiert werden. Das sollte mehr erfreuen als erstaunen. Die Risiken der Attraktion dürfen zwar nicht unterschätzt werden, außerhalb dieser gibt es jedoch weder theoretischen Einfluß noch praktische Wirkung. Das Manko des *Kritischen Kreises*, des Trägervereins der *Streifzüge*, hingegen besteht darin, daß er diese Potenz seiner Zeitschrift für die Gruppe nicht oder kaum zu nutzen versteht. Die Berührungsangst im Praktischen und Persönlichen ist hier größer als die Angriffslust im Theoretischen. Warum eigentlich? Unmittelbar mag das ja nicht tragisch sein, auf Dauer möglicherweise aber doch.

Menschen werden stets von bestimmten Aspekten angesprochen, nicht vom Ganzen, welches dargeboten wird. Ihr Anschluß ist ein selektiver. Soll dieser nicht abreißen, sondern ist deren Aufschluß gewünscht, dann muß die Gruppe auch bereit sein, einiges zuzulassen. Erst Akzeptanz, die keine beliebige ist, ermöglicht Entwicklung, auch die Wegentwicklung von falschen Positionen, die man sogar – man halte es zumindest für möglich! – bei sich selbst nicht ausschließen sollte. Kapieren meint nicht kapitulieren, meint es das, haben – zumindest was die emanzipatorische Seite betrifft – nicht nur die sich unterwerfenden Kapitulanten verloren.

Ein gesellschaftskritisches Kollektiv darf nicht wie ein familiales Gehäuse erscheinen. Eine der schlimmsten Gefahren ist, daß die Gruppe sich in ihrer Parzelle wärmt, wie ein hermetischer Zirkel auftritt, der offenbar nichts zuläßt, was von ihm abweicht. Daß gerade unzählige linksradikale Kritiken einer zwänglerischen Identität huldigen, wo allzuoft Kritik und Verdächtigung kaum zu unterscheiden sind, ist mit *ein* Grund (nicht: der), warum es nicht gelingt, die notwendige Repulsion mit einer ebenso möglichen Attraktion zu verbinden.

Die Geschichte der Linken in den letzten Dezennien ist eine unendliche und kaum nachvollziehbare Geschichte der Spaltungen. Diese gilt es zu beenden. Man muß lernen, mit Differenzen innerhalb einer bestimmten Spannweite umzugehen, ohne sofort in den Abgrenzungswahn zu verfallen. Man muß lernen, wieder im *Und* zu denken, nicht nur im Entweder-oder. *Und* ist integrierend und differenzierend zugleich; meint Zusammenhang ohne Identität, ohne ein bloßes Nebeneinander zu sein. Solche gilt es zu schaffen.

5. Außer Haus

Wertkritik muß also auch sämtliche praktische Formen einer fundamentalen Kritik unterziehen, darf sie nicht unangetastet lassen. Sonst könnte es sein, daß die Kritiker der politischen Simulation über die Rolle des linken Saalschutzes der Demokratie nicht hinauskommen, so elaboriert ihre Ansätze auch sein mögen. Wie könnten Momente einer emanzipatorischen und transformatorischen Praxis beschrieben werden? Woher könnten sie rühren? Wo erkennen wir ihre objektiven Grundlagen? Wo sind nun diese Eingriffsmöglichkeiten jenseits der Medienfalle?

Die zur Verfügung stehenden Kommunikationsformen sind ebenso wenig neutral wie die bürgerlichen Formprinzipien. Die uns bekannte *Sitzung* (mit ihren Tages- und Geschäftsordnungen) etwa ist ein rationalisiertes Element bürgerlicher Demokratie. Der Schritt zur systematischen Kritik spezifischer Kommunikationsformen steht jedenfalls an. Intern wie extern. Fordistische Formen des Widerstands (Demonstration, Streik, Kundgebung...) sind allesamt prekär geworden. Sie regen weder an, noch sind sie zielführend. Die gängige öffentliche Praxis war bisher weitgehend mit Politik identisch. Aufgabe ist die bewußte Gestaltung dieses Auflösungsprozesses.

Small talk meint stete Verwechslung und Austauschbarkeit. Egal, was da gesprochen wird, Hauptsache es wird. Daß Reden oft von Schnatzen nicht mehr zu unterscheiden ist, stört da wenig. Gegenwärtig erleben wir dessen Verallgemeinerung von televisionären Talk-Shows bis zu alternativen Podiumsdiskussionen. Der Zweck ist stets die marktmäßige Besetzung der Segmente im jeweiligen Publikum. Am Podium geht es nicht um Kraft oder Substanz der Argumente, sondern um die kommerzialisierte Konkurrenz der Verkaufbarkeit. Um Machwerk und Mundwerk inklusive Mimik, Gestik, Polemik. Gefragt ist der Promi, wo er (fast ausschließlich männlich) auftritt, ist der Auflauf gelungen. Gefragt ist marketinggerechte Anmache. Das Publikum soll nicht befreit, sondern erobert werden.

Solche Form ist inzwischen geprägt von hochgradiger Obskuranz. Ihr Äußerungsmodus ist durch und durch kulturindustriell präformiert. Alles dreht sich um den Verkauf. In ihr dominiert die Konkurrenz, das *Was kommt an?* nicht das *Was ist?* Die Charaktermaske wird damit nicht einmal angekratzt, sondern stets reproduziert. Die Personen treten nicht als sie selber auf, sondern als stereotype Rolle, als standardisiertes Muster, wo ein paar Sager schon als Originalität gelten. „Der Diskussionsgegner wird zur Funktion des jeweiligen Plans: verdinglicht von verdinglichtem Bewußtsein malgre lui meme. Entweder man will ihn durch Diskussionstechnik und Solidaritätszwang zu etwas

Verwertbarem bewegen, oder ihn vor den Anhängern diskreditieren; oder sie reden einfach zum Fenster hinaus, der Publizität zuliebe, deren Gefangene sie sind: Pseudo-Aktivität vermag einzig durch unablässige Reklame sich am Leben zu erhalten.“²²

Vor diesem Hintergrund ist es ziemlich sinnlos, sich in den vorgegebenen Metiers (Podiumsdiskussionen, Runden, Talk-Shows) zu verschleifen. Kritik an der Form muß vom bloßen Unbehagen zu einem öffentlichen Thema aufsteigen. Damit soll keine Lanze für eine Absenz gebrochen werden, sehr wohl aber ist es notwendig, Kräfte so einzuteilen, daß sie auch optimal genützt werden können, sie nicht in unproduktiven Hahnenkämpfen zu verpuffen. Konjunktureller Applaus sollte nicht mit substantiellem Zuspruch verwechselt werden. Neuer Wein darf nicht hauptsächlich durch alte Schläuche geleitet werden.

So stellt sich die banale Frage, warum man bei Veranstaltungen auftritt (besser eigentlich: *antritt*), die einen als Zuschauer kaum locken würde. Zweifellos, manchmal ist es der schnöde Mammon, aber sonst? Eitelkeit? Betriebsamkeit? Wohl gemerkt, d.h. nicht, daß man dies prinzipiell nicht soll, immer aber stellt sich die Frage: Was das soll? Wozu? Darüber gilt es sich Apriori und a posteriori Rechenschaft abzulegen. Sämtliche Teilnahmen müssen unter diesen Gesichtspunkten reflektiert werden.

Die Hilflosigkeit im Umgang mit den herrschenden Formen ist Ausdruck auch unserer Verunsicherung mit der Praxis schlechthin, vor allem dahingehend, was denn eine postpolitische sein kann, bzw. was sich heute unweigerlich im politischen Rahmen bewegt. Konkrete Handlungsebenen sind anders beschaffen als das theoretische Terrain, man bewegt sich ausschließlich im Feindesland. Was meint, man muß dessen Regeln nicht nur kennen, sondern auch anerkennen. Das zeitigt allerdings unangenehme Resultate.

6. Intervenieren als Experimentieren

Proben wir neue Praxen. Betätigungsfelder gibt es zur Genüge. Man sollte nicht zimperlich sein und experimentieren. Die Differenz zum Aktionismus liegt darin, daß das so verstandene Experiment, am besten vielleicht beschrieben als *Intervention*, nicht als Selbstzweck der Betätigung gilt, sondern als Probe beabsichtigter Wirkung. Sie bedingt sich nicht selbst, noch liefert sie eine politische Daseinsberechtigung. Es geht um ein gerichtetes Eingreifen, nicht um die Omnipräsenz einer Position, die in unserem Fall sowieso schwer von einer pathologischen Umtriebigkeit zu scheiden wäre.

Die Frage, was man darf, darf nicht durch apriorische Gebote, was man alles nicht darf, limitiert werden. Man sollte es lockerer angehen. Als sinnvolle Intervention erscheint uns in Zei-

ten der Auflösung alter Widerstandsformen (Streik, Demonstration, Rededuell etc.) das reflektierte Experiment, das sich keinen Zugzwang verordnet und keinen Erfolgswang auferlegt; sondern eben ausprobiert und durch Erfahrungen und Erkenntnisse seine Denk- und Handlungsmuster zu präzisieren versteht. Kritik hat zwar wirksam zu werden, diese Wirksamkeit ist aber eine essentielle und keine graduelle, die mit den üblichen Skalen von Markt und Tausch gemessen werden kann: Veranstaltungsbesuche, Sympathisanten, Mitglieder, Erwähnungen, Bestellungen, Spenden, Abozahlen sind nachgeordnet, wenngleich auch nicht gänzlich zu vernachlässigende Indikatoren des Zuspruchs. Kurzum, es geht nicht um die Quote, auch wenn diese einen nicht losläßt.

Das zentrale Kriterium ist, was wir in den Köpfen anrichten, dort hinterlassen, an Kritik initialisieren und vielleicht auch potenzieren. Es geht darum, Birnen ihre Formatierung begreifbar zu machen, den Automaten des bürgerlichen Subjekts zu entautomatisieren, kurzum den Menschen gegen seine Masken zu mobilisieren. Der gesellschaftliche Trieb, zu treiben, was getrieben werden soll, muß der Reflexion zugeführt werden. Wir wollen sein ein Virus im Getriebe der Betriebsamkeit. Den Monaden sollen wahrlich einige Lichter aufgehen. Das ist die aktuell vorrangige Aufgabe. Und wir sind die Zünder.

Das mag jetzt alles etwas abstrakt klingen, aber selbstverständlich gibt es Möglichkeiten unmittelbarer interventionistischer Subversion. Nehmen wir als Beispiel die Meinungsumfragen. Diese kommentieren nicht bloß die Politik, sie machen sie zusehends. Sie beeinflussen mehr als sie ausdrücken. Sie sind ein Politikum erster Klasse. Harmlos ist etwas anderes. Aber muß man mitspielen? Ist es selbstverständlich, bereitwillig Auskunft zu geben? Man könnte sich verweigern, falsch aussagen, oder schließlich in überaffirmativer Manier Geld für die Antworten verlangen. Denn diese Auskünfte bringen Einkünfte. Die einzig florierende Sozialwissenschaft bezieht ihren Rohstoff von den Befragten in hinterhältiger Weise umsonst. Das kann man in einer Marktwirtschaft nicht durchgehen lassen. Da wird einfach den Interviewten Zeit gestohlen, und da Zeit Geld kostet, kostet das Interview je nach Länge mal Breite. Cash and carry! Im Informationszeitalter Information gratis rauszurücken, das können sich wirklich nur „kleine Leute“ gefallen lassen.

Ziel ist jedenfalls ein destruktives Unterlaufen kulturindustrieller Überwachung und Zurichtung. Progressiv könnte z.B. sein, permanent von *Meinungsüberwachung* anstatt von *Meinungsforschung* zu sprechen. Progressiv wäre es auch, nicht mit all den andern die freie Meinung zu affirmieren, sondern die begrenzte Möglichkeit ebendieser zu kritisie-

ren, die freie Meinung als ideologische Konstruktion bürgerlicher Selbstverherrlichung zu dechiffrieren. Hörig ist der Bürger, nicht mündig. Und letztlich wäre auch die Kritik der ganzen Zahlenmetaphysik progressiv. Wie sich das alles genau gestalten kann, ist in jeder Hinsicht eine spannende und vorrangige Frage emanzipatorischer Praxis. Setzen wir unseren Phantasien keine Grenzen, befreien wir sie aus den alten Genügsamkeiten. Was man nicht alles anstellen könnte...

Letztlich geht es auch um eine Relativierung des protestantischen Bilderverbots. Dieses ist zutiefst durchdrungen von der kapitalistischen Rationalität. Realistisch ist, was real ist: du sollst dir keine Bilder machen außer den vorgemachten. – Nicht die alte Utopie soll hier rehabilitiert werden, wohl aber gilt es, so etwas wie synthetische Projektionen zu entwickeln, wenngleich diese vorerst weitgehend negativ bestimmt bleiben müssen. Die Welt ohne Geld sich vorzustellen, die Güterentnahme ohne Warenmarkt, sollte doch geboten sein, nicht verboten.

Die nicht ganz unberechtigte Angst davor, sich an einem kommunistischen Luftschloß zu erbauen, darf nicht dazu führen, die richtige Gesellschaft erst gar nicht mehr anzudenken. Da ist heute sogar mehr angebar als zu Marxens Zeit. Die Furcht vor dem falschen Jenseits gleitet sodann allzuleicht in die Auslieferung an das

falsche Diesseits. Es geht ganz profan um die Entzauberung der bürgerlichen Welt, um den ideellen Abzug des fetischistischen Schleiers, der auf allen Zusammenhängen so schwer und bestimmend lastet. Statt in der Askese zu vertrocknen, sollten wir ruhig zur Prothese greifen. Keine Negation ohne Projektion. Anstellen wird man nur, was man sich vorstellen kann. Ist das Abschaffen nicht an ein Schaffen gekoppelt, fällt es ins Nichts.

Ohne Telos keine Mobilisierung!

Anmerkungen

- 1 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Aphorismen (1803-1806)*, Werke 2, Frankfurt am Main 1986, S. 550.
- 2 Hans-Jürgen Krahl, *Konstitution und Klassenkampf. Schriften und Reden 1966-1970*, Frankfurt 1971, S. 166.
- 3 Immanuel Kant, *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis (1794)*, Werkausgabe Band XI, Frankfurt am Main 1991, S. 127; vgl. auch S. 132-133.
- 4 Cornelius Castoriadis, *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie (1975)*, Frankfurt am Main 1990, S. 128.
- 5 Theodor W. Adorno, *Marginalien zu Theorie und Praxis, Gesammelte Schriften 10.2.*, Frankfurt am Main 1997, S. 779.

- 6 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts (1821)*, Werke 7, Frankfurt am Main 1986, S. 485-486.
- 7 Theodor W. Adorno, *Marginalien zu Theorie und Praxis*, S. 763.
- 8 Ebenda, S. 765.
- 9 Ebenda, S. 766.
- 10 Ebenda, S. 761.
- 11 Vgl. Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft (1788)*, Werkausgabe Band VII, Frankfurt am Main 1991, S. 125.
- 12 Agnes Heller, *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion (1970)*, Frankfurt am Main 1978, S. 217.
- 11 Ebenda, S. 218.
- 14 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik (1966)*, Gesammelte Schriften 6, Frankfurt am Main 1997, S. 146-147.
- 15 Theodor W. Adorno, *Marginalien zu Theorie und Praxis*, S. 780.
- 16 Ebenda, S. 770.
- 17 profil 46, 15. November 1999, S. 106.
- 18 Theodor W. Adorno, *Marginalien zu Theorie und Praxis*, S. 776.
- 19 Ebenda, S. 777.
- 20 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, S. 206.
- 21 Aristoteles, *Nikomachische Ethik, Buch X*, Stuttgart 1983, S. 291. [1178a 12-31]
- 22 Theodor W. Adorno, *Marginalien zu Theorie und Praxis*, S. 771.

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

38

Globalisierung und Widerstand

Freihandel, Weltwirtschaft und Peripherie; Finanzmärkte und Tobin-Steuer; Globalisierung, Migration und Frauen; Ende des Nationalstaates? Standortnationalismus, Exportwirtschaft und Binnenmarkt; Pharmaindustrie und Gewerkschaften; Agrokonzerne und Patente auf Leben

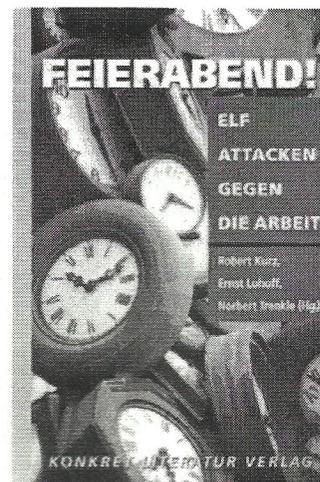
Ch. Scherer, R. Falk, J. Bischoff, F. Chesnais,
E. Altwater, B. Mahnkopf, B. Young, M. Krätke,
Ch. Butterwegge, W. Brüggem, E. Peine, H. Schäppi,
F. Koechlin

Diskussion: Schuldenkampagne

D. Keet: Jubilee 2000 und der Süden
G. Ochsner: Schuldendebatte und Menschenrechte
M. Madörin: Schuldenstreichung und Legitimität
B. Unmüßig: Weltbank, IWF und Arbeitsbekämpfung
D. Drüssel: Entschuldungspolitik und die NGO
U. Brand: Global Governance – Weltordnungspolitik?

Marginalien / Rezensionen / Zeitschriftenschau

228 Seiten, Fr./DM 21.- (Abonnement 36.-/38.-) zu beziehen
im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH-8026 Zürich
Tel./Fax 01 - 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch



Mit Beiträgen von
Gerd Bedzent, Götz
Eisenberg, Volker
Hildebrandt, Robert Kurz,
Ernst Lohoff, Martin
Massip, Franz Schandl,
Roswitha Scholz,
Norbert Trenkle, Karl-
Heinz Wedel

ISBN 3-89458-182-4
256 Seiten, 34 Mark

Je offensichtlicher es wird, daß die Tage der Vollbeschäftigung vorbei sind, desto lauter ertönt der Ruf nach ihrer Rettung. Der Papst und die Weltbank, Tony Blair und Jörg Haider, Gewerkschaften und Unternehmer – sie alle kennen nur eine Parole: Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Diesem neuen Fundamentalismus setzen die AutorInnen eine grundsätzliche Kritik des Begriffs der Arbeit entgegen. Arbeit ist für sie keine überhistorische Kategorie, keine Bedingung für die menschliche Existenz. Es geht nicht um die Rettung der Arbeit, sondern um ihre Aufhebung.

KONKRET LITERATUR VERLAG
Hoheluftchaussee 74, 20253 Hamburg

Poststrukturalismus und Kritische Theorie

ÜBER EIN BUCH DER JOUR-FIXE-INITIATIVE BERLIN*

von Gerhard Scheit

I

Darüber, was „Poststrukturalismus“ oder gar „Postmoderne“ ist, wird besonders gestritten. Fraglich erscheint, ob mit diesen Begriffen sich überhaupt eine bestimmbare Richtung des Denkens oder auch nur des Geschmacks bezeichnen läßt – im Gegensatz zu der Bezeichnung „Kritische Theorie“, für die sowohl ein innerer Zusammenhang der Gedanken als auch eine gewisse institutionelle Verbindung bestimmter Intellektueller spricht (so gegensätzlich Adorno, Horkheimer, Marcuse, Löwenthal, Benjamin, Sohn-Rethel etc. im einzelnen auch dachten, so lose und ephemere die Bindung ans Institut für Sozialforschung in manchen Fällen war). Aber vielleicht könnte gerade diese Kritische Theorie Licht darauf werfen, was jene als poststrukturalistisch apostrophierten Positionen über alle Differenzen hinweg verbindet – und eine Publikation wie die vorliegende mit dem Titel „Kritische Theorie und Poststrukturalismus“* wäre geeignet, darüber Auskunft zu geben.

Dem Vorwort und einigen Beiträgen geht es allerdings eher darum, die Nähe zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus herauszustreichen, um damit den eigenen Gegensatz zur sogenannten Wertkritik, die abschätzig als „Ableitungsmarxismus“ bezeichnet wird, zu artikulieren. Adornos „Logik des Zerfalls“ sei eine „Weise der Gesellschaftskritik, die mit postmodernen und poststrukturalistischen Motiven mehr gemein hat als mit dem eindimensionalen Ableitungsmarxismus. Es gibt auch nach Adorno keine philosophisch haltbare Erkenntnis der Totalität, es gibt nur deren immanente Kritik.“ Mit dem Totalitätsbegriff wird wirklich das Schibboleth erfaßt: ist es doch nach Marx und Adorno der Wert, der das falsche Ganze herstellt, die Unterwerfung des Einzelnen durchs Allgemeine. Im Zusammenhang damit von „immanenter Kritik“ zu sprechen, ist allerdings tautologisch. Kritik der Totalität kann immer nur immanent sein, was wäre sonst Totalität. „Der Poststrukturalismus lehnt die zentrale Kategorie und Perspektive der Kritischen Theorie, die gesellschaftliche Totalität, strikt ab. Eine Philosophie, die an der Totalität festhalte, sei selbst Teil der gesellschaftlichen Normalisierung, die ständig Totalisierung vollziehe.“ Totalität kritisieren, ohne sie zu erkennen, den Wert abschaffen, indem man so tut, als existierte er nicht – liegt darin das Programm des Poststrukturalismus?

Kritische Theorie jedenfalls setzt – schon dem Namen nach – Erkenntnis und Kritik in eins, und ist mit der positiven Dialektik des Marxismus, die beim späten Lukács ihre letzte Blüte erlebt hat, nicht durcheinanderzuwerfen. Während diese in ungebrochener Hegelscher Tradition aus der Bewegung des Kapitals ihre Geschichtsphilosophie des ewig Gültigen und ihren Begriff des unaufhaltsamen Fortschritts ableitet, präntiert kritische Theorie in ihren konsequentesten Ausprägungen negative Dialektik: Weltgeist und Totalität, Wert und Verwertungsprozeß zu erkennen, um sie abzuschaffen und damit – aber nicht eher – sich selbst wieder zurückzunehmen. (In diesem Sinn hat auch Habermas' Kommunikations-Ontologie natürlich nichts mehr mit kritischer Theorie zu tun.)

Poststrukturalismus erscheint demgegenüber kategorial fast als Vorgriff auf eine befreite Gesellschaft, eine ohne Totalität und Wert (hier bricht sich eine ‚linke Ethik‘ Bahn, und insofern ist der französische Ursprung gewiß kein Zufall). Darin vermutlich liegt auch die Faszination dieser Theorien für die Linke, die ihren staatlichen, ‚real-sozialistischen‘ oder befreiungsnationalistischen Bezugspunkt verloren hat, für subkulturelle Milieus und verschiedene Bewegungen außerhalb des gesellschaftlichen Mainstreams (Schwule, Lesben, Feminismus etc.). Kategorien, die einem befreiten Zustand entsprechen wollen („Verbindung eines Wiederausammenfügens ohne Verbündeten, ohne Organisation, ohne Partei, ohne Nation, ohne Staat, ohne Eigentum“ fordert Derrida), werden unmittelbar auf den status quo angewandt – und schon existiert die monotone Totalität dieses Zustands, das falsche Ganze („das Grau in Grau“, das die Philosophie malt), nicht mehr, löst sich auf in jene zahllosen Diskurse und erfindungsreichen Dispositive, aufgefächerten Differenzen und vielfältigen Codes, wie der poststrukturalistische Denker sie vor staunendem Publikum immer neu aus dem Dokortrotz zu zaubern vermag.

Von Lacan, Deleuze und Guattari bis Derrida, Foucault und Butler ist allerdings die Abwesenheit eines Begriffs signifikant, wie ihn Marx für die „reale Abstraktion“, für das „automatische Subjekt“ des Kapitals geprägt – und Kritische Theorie zur Flaschenpost gemacht hat. (Das heißt natürlich nicht, es würde kein ‚poststrukturalistischer‘ Gebrauch von dem Wort Kapital gemacht. Geradezu paradox ist die Lage bei Althusser und Balibar, die ein ganzes Buch

über das Marxsche Kapital geschrieben haben, in dem dessen Begriff nicht vorkommt – es sei denn als Hegel-Parodie.) Aber der Begriff wird keineswegs ersatzlos gestrichen – darauf verweist die Herkunft (post)strukturalistischer Kategorien aus der Zeichentheorie. In den Strukturen der Sprache wird vielmehr eine Art Ersatzsubjekt für das automatische Subjekt, eine Ersatztotalität für die negative Totalität des Werts (re)konstruiert – mit denen sich womöglich besser, fröhlicher oder ‚lockerer‘ leben läßt.

Dieser eigenartigen Auslagerung der Totalität ins Sprachtheoretische wäre vermutlich nachzugehen, um den Poststrukturalismus auf den Begriff zu bringen – die Möglichkeiten der Selbstreflexion, die er provozieren kann, und die Gefahren der Ontologisierung, denen er das Denken aussetzt, zu erörtern. Das Vorwort des Sammelbands weicht einer solchen Orientierung jedoch aus und sucht eher den Kompromiß: es gebe zwar das Kapitalverhältnis, aber nicht dessen Totalität, denn es sei „nicht Gott, nicht König, sondern ein voraussetzungsreiches gesellschaftliches Verhältnis (...), dessen spezifische Form auf Voraussetzungen beruht, die es nicht selbst sind.“ Der Satz dementiert sich selber: vermag doch auch er, soweit er von „Voraussetzungen“ spricht, einzig vom Subjekt Kapital aus zu denken, ohne sich dessen allerdings bewußt zu werden. Von etwas zu sprechen, das keine Voraussetzung des Kapitals mehr wäre, setzt dessen Abschaffung als Möglichkeit voraus. Wer das nicht reflektiert und den Begriff der Totalität ablehnt, nimmt zwar in der Immanenz der Methode eine Gesellschaft vorweg, die diesen Gesichtspunkt nicht mehr kennt, reduziert aber zugleich im Resultat das Kapital auf irgendeine konkrete Ausbeutungsform, als wäre es eine persönliche Beziehung wie die von Herr und Knecht. Das Problem, das damit angesprochen, aber nicht begriffen ist, betrifft in Wahrheit das Verhältnis von Konkretem und Abstraktem. Und genau an dieser unreflektierten Stelle erfolgt immer wieder der Einbruch deutscher Wahnvorstellungen von Macht und Sein in die französische Philosophie des Poststrukturalismus.

II

Der in manchen Teilen der Linken – nicht den schlechtesten – geübte Adorno-Kult veranlaßt Michael T. Koltan, Adorno „gegen seine Liebhaber“ zu verteidigen. In diesem Zusammenhang wird der bereits im Vorwort erhobene Vor-

wurf, die Dialektik der Aufklärung enthalte eine Ontologie, exemplifiziert am Gegenstand von Opfer und Tausch. Für den Adornoschen Begriff des Tausches sei nicht die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie konstitutiv, sondern der Begriff des Opfers. Daß dieser Begriff jene Kritik nicht ausschließt, sondern vielmehr bedingen könnte, kommt Koltan gar nicht in den Sinn. Die Dialektik von Opfer und Tausch sei überhaupt ein zwar „interessantes, aber nicht allzuwichtiges Moment einer Theorie des Tausches“, wobei diese wiederum ohnehin überschätzt werde, da „dem Tausch überhaupt nicht die universale Bedeutung zukommt, die ihm Horkheimer und Adorno zuschreiben, weder im Guten noch im Schlechten.“

Auch bei Marx sei der Zusammenhang zwischen der Konstitution des bürgerlichen Subjekts und der Entfaltung des Warentausches selbst nur indirekt vorhanden, beide Phänomene seien „sozusagen parallele Entwicklungen.“ Indem die bei Adorno durch Tausch hergestellte Totalität in solche parallele Entwicklungen aufgelöst wird, kann jeder Entwicklungsprozeß für sich und „gemäß dessen eigener Logik“ analysiert werden, ohne etwa das Kapitalverhältnis zur Sprache zu bringen. In diesem Sinn, so das Fazit Koltans, sei „vor allem die Kulturindustriekritik der Kritischen Theorie weiterzudenken.“

Unter der Hand restauriert Koltan das alte Basis-Überbau-Schema, das sich offenbar besser als jenes real Abstrakte des Werts mit der Vielfalt „paralleler Entwicklungen“ verträgt. Wenn er Adorno und Horkheimer vorwirft, die Marxsche Kategorie der Produktivkräfte zu unterschlagen, so geht es ihm selbst um eine Neuformulierung der alten Phrase von der ökonomischen Basis, um wahren Ökonomismus. Es besteht offenbar ein Interesse, die Marxsche Kritik auf die „Ökonomie“ einzuschränken, um in den übrigen Bereichen der Gesellschaft, in der Kultur und in der Ideologie, nach anderen Logiken als der des Werts zu verfahren. Gerade die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie aber kann Begriff und Realität der Ökonomie als Fetischisierung sichtbar machen, eine Einschränkung ihrer Kategorien auf „die Ökonomie“ kommt darum der Selbstaufgabe von Kritik gleich.

Jochen Baumann sieht diese Selbstaufgabe jedoch umgekehrt durch die Wertkritik eingeleitet – und zieht etwa das Beispiel Stefan Breuers heran, der – ähnlich wie Jochen Hörisch – von der Kritik des automatischen Subjekts als bald auf dessen Seite übergewechselt ist. Der Identifikation des Theoretikers mit dem Wert wird die Forderung Adornos entgegengehalten, daß der Totalität zu opponieren sei, „indem sie der Nichtidentität mit sich selbst überführt wird, die sie dem eigenen Begriff nach verleugnet.“

Ist darum aber das gesellschaftlich Reale der Totalität und selbst noch das Reale der Verleugnung des Nichtidentischen (aus dem Kulturin-

dustrie zu begreifen wäre) abzustreiten? Das Nichtidentische ist die Krise realer Totalität, und das Selbstverständnis kritischer Theorie beruht darauf, diese Krise zur Sprache zu bringen. Wenn Baumann zurückweist, was er als Paradigma der Wertkritik formuliert, „daß alles objekt- und subjekthafte Ausdruck des Kapitalverhältnisses sei“, hat er recht und unrecht zugleich: es ist dessen Ausdruck, und kann auch nur in Anbetracht dessen gedacht werden; und es ist nicht dessen Ausdruck, soweit es in der Identität nicht aufgeht und als Krise zu begreifen wäre. Das heißt nun aber nicht, das Nichtidentische wäre das Positive, mit dem der Theoretiker sich statt mit dem Identischen zu identifizieren hätte.

Jochen Baumann aber folgert aus Adornos Satz, daß Identität überhaupt nur ein Problem des richtigen Denkens sei, nicht eines der gesellschaftlichen Realität von Staat, Arbeit und Kapital. Kritik scheint dem Autor offenbar nur möglich, wenn das automatische Subjekt als eine unter vielen Identitätslogiken, oder am besten, wenn es überhaupt nur als darstellungstechnisches Problem – entstanden „aus der notwendigen Abgrenzung Marx' zu Hegel und Ricardo“ – begriffen würde. „Die Vermittlungen zwischen Ware, Kapital, Staat, Gesellschaft, Subjekt, Individuum müssen im Zentrum der Kritischen Theorie stehen, nicht das ‚Automatische Subjekt‘ als, wenn auch negativ gewendetes identisches Subjekt-Objekt der Geschichte (...)“ Baumann empfiehlt der Theorie, ihre kritischen Synthesen ganz unabhängig vom automatischen Subjekt zu machen (auf Synthesis soll sie aber im Unterschied zur „postmodernen Beliebigkeit“ nicht verzichten, um die „Differenzen“ zutage zu fördern). So wird alles zu einem Problem der Darstellung, zu einer Frage der „Repräsentation“ gemacht. Was bei Adorno noch die reale Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere ist, wird bei Baumann zur Frage der „Repräsentation des Besonderen im Allgemeinen“; was realer Gegenstand der Kritik ist, wird zum darstellerischen Problem der Theorie: für die Synthesis, die Baumann will, soll gelten, „daß die Repräsentation des Allgemeinen im Besonderen das Fragliche ist, genau das, was nicht apriori vorausgesetzt werden kann“; während für die Kritik, wie Baumann sie offenkundig nicht möchte, die Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere das Abzuschaffende ist, genau das, was a priori vorauszusetzen und darum zu beseitigen ist.

Eine solche unkritische Synthesis erlaubt es, die Kritische Theorie mit poststrukturalistischen Positionen wirklich konfliktlos parallel zu führen. Wenn Jochen Baumann etwa den Tauschbegriff Adornos mit dem von Baudrillard analogisiert – „der Tausch ist bei Baudrillard der (Opfer-)Tod. Das bürgerliche Subjekt konstituiert sich bei Adorno durch Mimesis ans Tote, an vergegenständlichte Arbeit, an den Wert“ – dann hat der Gegensatz zwischen beiden, dann hat

Auschwitz, in einer Fußnote Platz: hier wird zugestanden, daß Adorno „selbstverständlich vor Baudrillard, dem postmodernen Zyniker, den Vorzug“ habe, „weit aus kritischer mit Lebensphilosophie und Existenzialismus“ sich auseinanderzusetzen.“ Seine Philosophie ordne sich „dem Imperativ unter, die Integration des Todes in die Kultur und Philosophie zu widerrufen, zum alleinigen Zweck, daß sich Auschwitz und ähnliches nicht wiederhole.“ Was in der Fußnote steht, hätte das Thema des Bandes zu sein.

III

„Guattari und Deleuze vermeiden Reduktionismen“, meint Katja Diefenbach, ohne sich die Frage zu stellen, ob die gesellschaftliche Realität das ebenso tut. So kehrt auch hier unwillkürlich das Basis-Überbau-Schema zurück: „Diese nicht-reduktive Sicht auf die Geschichte ist mit Foucaults Versuch verwandt, historisch von den untersten Ebenen der Analyse auszugehen“ – wie aber findet man zu den „untersten Zellen oder Ebenen der Gesellschaft“ (Foucault) und unter welchem Gesichtspunkt sind sie die unteren? Weil sie die oberen tragen? Ähnlich unreflektiert wie mit solchen topischen Metaphern wird mit dem Wahrheitsbegriff verfahren: „Wahrheit und richtige Aussagen zu produzieren, sind (...) eine moderne mythologische Konstruktion, mit der bestimmte Ausschlüsse im Denken vorgenommen werden.“ Wäre mit diesem Satz nun seinerseits eine Wahrheit produziert oder eine Mythologie konstruiert – die Aussage hebt sich in jedem Fall selber auf.

In den Augen von Elfriede Müller führt Deleuze wiederum die Negative Dialektik Adornos fort. Die These kann sich allerdings auf die Nietzsche-Rezeption der Kritischen Theorie stützen: „Deleuzes Subjektkonzeption geht auf Nietzsche zurück. Bei Nietzsche wird die Freiheit mit dem Willen zur Freiheit erkämpft. Er beansprucht, daß seine Philosophie des Willens die Metaphysik ersetze, sie zerstöre und überhole.“ Ehe er jedoch als Treibstoff der anti-ödpalen Wunschmaschinen von Deleuze und Guattari Verwendung findet, wäre doch zu fragen, was diesen Willen, der die alten, metaphysischen Legitimationsideologien der Vergangenheit ersetzen und überholen soll, bei Nietzsche konstituiert.

Wer im Unterschied zu Elfriede Müller von einer negativen Anthropologie ausginge – einer Anthropologie, die sich von vornherein weigert, so etwas wie den Trieb zu substantialisieren –, könnte nämlich bei Deleuze und Guattari eine seltsame Verwandlung beobachten: Das automatische Subjekt des Kapitals erhält einen Körper, wird Fleisch; sein unendlicher Akkumulationstrieb wird als unendliches Begehren, als „Wunschmaschine“ imaginiert. Während Freud die Libido noch im familialen Zusammenhang sah, und darum zwar nichts

über die Libido, vieles aber über den familialen Zusammenhang erkennen konnte, wollen Deleuze und Guattari sie von solcher Einbindung freigesetzt wissen – und machen sie zu diesem Zweck zum Substrat: Im Anti-Ödipus wird das Unbewußte „elternlos“ gemacht, wie Müller richtig schreibt, es erzeugt sich hier „selbst in der Einheit von Natur und Mensch“; der Ödipuskomplex sei „grundsätzlich ein Unterdrückungsapparat der Wunschmaschinen“. Diese gelte es nach Deleuze, Guattari und Elfriede Müller zu befreien – aber sie sind in gewisser Hinsicht nichts als eine vitalistische Wahnvorstellung vom Kapital. Solche positive Identifikation kann auch den Staat nur ontologisieren: Der Staat, so Deleuze und Guattari, könne weder reformiert noch destruiert werden: die einzige Möglichkeit sei die „Flucht“ – Kapitalflucht eben.

Deleuze und Guattari haben somit die Philosophie Nietzsches für die siebziger Jahre neu aufbereitet: konnte dessen „fröhlichen Wissenschaft“ die deutschen Spießherren schrecken, soll ihr „nomadisierendes“ Denken den fordistisch-seßhaften Wohlstandsbürgern Angst einjagen; hat einst die „blonde Bestie“ der Formierung von Großkapital und imperialistischem Staat, die das alte Kleinstaatendeutschland hinwegfegte, einen mythischen Ausdruck gegeben, verschafft die antiödipale „Wunschmaschine“ dem kapitalen Zwang zum massenhaften Warenabsatz, der die kleinfamiliale Ordnung umpflügt, ein rebellisches Outfit. Hier liegt aber auch der Unterschied: Deleuze und Guattari verschweigen nicht anders als Foucault die Pointe von Nietzsches Machtbegriff: die Idealisierung des Staats im „Übermenschen“. Nur darum kann er subversiv interpretiert werden. Sie argumentieren wie jemand, der für die „Globalisierung“ des Kapitals optiert, von den NATO-Eingreiftruppen aber nichts wissen will.

Für poststrukturalistische Ansätze ist jedoch symptomatisch, daß sie ohne Anleihen bei dem, was als deutsche Ontologie begriffen werden könnte, nicht auskommen. Ihre Umgehung des Wertbegriffs läuft darin stets auf eine Ontologisierung des Kapitalverhältnisses hinaus – und nur die linke „französische“ Ethik verhindert dann noch die offene Affirmation. Wird mit Nietzsches „Wille zur Macht“ das automatische Subjekt zur „Wunschmaschine“, tritt der Gegensatz zur Kritischen Theorie, die stets ein offenes Ohr für Nietzsches Kulturkritik hatte, nicht unmittelbar hervor; ist es jedoch Heideggers „Sein“, das den sich selbst verwertenden Wert mystifiziert, läßt sich sowohl die unmittelbare Nähe (Heideggerschüler Marcuse!), als auch der extreme Gegensatz (Adornos Heideggerkritik!) mit Händen greifen. Der „Hitler des Denkens“, wie Martin Buber Heidegger nannte, ist der neuralgische Punkt im Verhältnis von kritischer und poststrukturalisti-

scher Theorie, an dem sich eben nicht zufällig immer wieder die Polemik gegen die Postmoderne entzündet. Gerade der poststrukturalistischen Heidegger-Rezeption aber weicht der vorliegende Band aus.

IV

In einem bemerkenswerten Beitrag von Andreas Benl über Guy Debord und die Situationistische Internationale wird jedoch vorgeführt, was Kritik, jenseits der puren Polemik, sein kann: ein Bewußtsein, daß sich der eigenen Voraussetzungen bewußt wird. So sieht er das Verdienst der S.I. darin, daß sie sich „in einer Zeit, in der sich der fordistische Kapitalismus in den westlichen Metropolen auf dem Höhepunkt seines ökonomischen Erfolgs befand“, nicht „mit der traditionslinken Kritik sozialen Elends begnügte, sondern ihre Kritik gegen den gesellschaftlichen Glücksbegriff richtete“. Was die Situationisten dabei der Kritischen Theorie in der Analyse der Funktionsweise der „spektakulären Nachkriegsgesellschaften“ voraus hatten, „nahmen sie jedoch Schritt für Schritt zurück, um den Fetisch des a priori gesetzten revolutionären Subjekts, des Proletariats, nicht zu gefährden.“

Auch in Kornelia Hafners Aufsatz wird nachgeholt, was den apologetischen Beiträgen zu Deleuze und Guattari mangelte. Sie antwortet mehr oder weniger direkt auf Katja Diefenbachs Bejahung des poststrukturalistischen Erkenntnisverzichts, wenn sie gerade hier die Kritische Theorie als die weiterreichendere verteidigt: diese halte den Widerspruch fest, „daß der Anspruch auf Wissenschaft und Wahrheit nicht aufgegeben werden kann und ebensowenig die Einsicht, daß alles Wissen gesellschaftlich vermittelt und deshalb Moment verkehrter Verhältnisse ist“. Davon ausgehend entwirft Hafner eine immanente Kritik Kritischer Theorie, die – wie jede echte Religionskritik – dem Kult um Adorno die Voraussetzungen zu entziehen sucht, statt sich bloß in bekennend atheistischer Pose gegen ihn zu wenden. Sie trifft sich in mancher Hinsicht mit Moishe Postones Kritik in *Time, labor and social domination*, insofern auch sie die „Fixierung auf die Zirkulationssphäre“ moniert; die Kritik breche „schon bei der vermeintlichen Einsicht in die Charaktere des Warenfetischs“ ab und nehme „das Moment, hier die Ware, den Tausch,“ tendenziell fürs Ganze. Damit bleibe Adorno bei einem „unzureichenden Kapitalbegriff“ stehen und biete eine „verkürzte Gesellschaftskritik, wie sie in der Rede von der Rückkehr der alten Herrschaft vorliegt.“

Allerdings erscheint die Theorie Adornos in dieser Darstellung als etwas zu monolithisch; ihre inneren Widersprüche werden zu wenig entfaltet, die Differenz zwischen den Phasen, in denen die Dialektik der Aufklärung und die Negative Dialektik entstanden, zu wenig

berücksichtigt; auch die ästhetischen Schriften, worin unter anderem eine Kritik der Arbeit zu entdecken wäre, bleiben ausgeklammert. Dennoch hat die Autorin recht, wenn sie im unzureichenden Kapitalbegriff auch das Einfallstor für ontologisierende Momente sieht. Obwohl bei Adorno „Vorstellungen, wie sie mit der Rede von der Tauschgesellschaft einhergehen, systematisch verhindern, die Kritik so weiterzutreiben, daß überhaupt ein Begriff vom Kapitalverhältnis gewonnen werden könnte, der nicht Gefahr läuft, im nietzscheanischen Einerlei machtontologischer Figuren unterzugehen, hatte die Kritische Theorie von dessen Problematik einen elaborierten Begriff.“ Das poststrukturalistische Denken jedoch, so legt die Autorin nahe, findet in jenem Einerlei machtontologischer Figuren zu sich. Mögen Derrida, Deleuze oder Foucault der „großen Bejahung“ Nietzsches auch einen messianischen Akzent versetzen – Derrida möchte „den Zugang zu einem affirmativen Denken des messianischen Versprechens eröffnen“ –, ihr Denken wider setzt sich damit nicht der Ontologie.

Monika Noll konzentriert sich in ihrem Beitrag auf Derridas *Spectres de Marx*. Beeindruckend daran ist vor allem der Versuch, den Dekonstruktivismus bereits zu historisieren und im Zusammenhang mit einer bestimmten Phase der Kapitalisierung der Gesellschaft zu sehen. Dabei übt die Autorin nicht einfach ‚von außen‘ Kritik an Derrida, sondern durchaus immanent, um die Notwendigkeit, über sie hinauszugehen, sichtbar zu machen. Auf diese Weise wird der Vergleich mit der Marxschen Theorie erst sinnvoll: „Die Gespensterwelt, das ist für Marx noch das scheinbar unmittelbare Verhältnis der Arbeitsprodukte, für Derrida hingegen das scheinbar unmittelbare gesellschaftliche Verhältnis der die Produkte konsumierenden Menschen. (...) Soll Marx doch fetischistische Natur in die Gesellschaftlichkeit der Arbeit auflösen, Derrida zweifelt keinen Augenblick, daß seine Gespenster gegen diesen Versuch der Reduktion gefeit sind. Er weiß schließlich mehr als Marx; er weiß, daß es eine Gesellschaftlichkeit gibt, in der seine Gespenster bestens aufgehoben sind. Diese Erfahrung macht er tagtäglich in einer Konsumtionssphäre, die nicht mehr das privatistische Anhängsel, sondern gesellschaftlich nützlicher Teil des Verwertungsprozesses geworden ist und eine Schlüsselrolle bei der Lösung des Problems der Mehrwertrealisierung erhalten hat.“ Damit rückt Derridas Philosophie „uns verflücht nahe und wir sind mit ihr plötzlich mitten in den Schwierigkeiten der heutigen Gesellschaftstheorie. Es zeigt sich nämlich, daß auch wir uns beim Nachdenken über die Gesellschaft mit einer Festigkeit der Erscheinungswelt herumschlagen müssen, mit der Marx auf dem damaligen Stand der kapitalistischen Entwicklung noch nicht zu tun hatte.“

Derridas Esoterik und Gespensterkult signalisieren darum etwas, „das der gängige (...) nüchtern mit ‚sozialen Konstrukten‘ befaßte Dekonstruktivismus nicht mehr zu erkennen gibt: sie signalisieren, mit welchen Vermittlungsproblemen die Gesellschaftstheorie – angesichts einer verselbständigten Sphäre sozialen Handelns – konfrontiert ist und welchen Preis sie zahlt, wenn sie es unterläßt, den Prozeß der Verselbständigung zu thematisieren (...).“

Die Dekonstruktion ist demnach die eigentliche Philosophie des Konsumenten. Aber Derridas Gespenstermetaphorik läßt immerhin erkennen, daß es ein wenig unheimlich wird im großen Kaufhaus, Marx spukt vereinzelt herum. Die Frage ist allerdings, ob dieses Unbehagen sich selbst bereits als Seinsvergessenheit interpretiert und in der Scheinwelt des totalisierten Verwertungszwangs, der alles in Reklame verwandelt, immer schon den Notausgang zum „Sein“ sucht – eben „den Zugang zu einem affirmativen Denken“.

(Zuerst erschienen in *Ästhetik und Kommunikation* 108/2000)

* *jour-fixe-initiative berlin* (Hg.): *Kritische Theorie und Poststrukturalismus. Theoretische Lockerungsübungen.* Berlin-Hamburg: Argument 1999. 144 S. 24,80 DM

Gerhard Scheit: Verborgener Staat, lebendiges Geld

Zur Dramaturgie des Antisemitismus

ça ira Verlag Freiburg, 587 Seiten.
Gebunden, DM 58,- / öS 423,-
ISBN 3-924627-63-0

Die Tradition reicht von der christlichen Passion bis zum national-sozialistischen Film, von Shakespeare und Bach bis Richard Wagner und Rainer Werner Fassbinder: Das merkwürdig obsessive Bedürfnis, den Haß auf die Juden ‚spielbar‘ zu machen, ihn in Szene und sogar in Musik zu setzen, verweist auf eine „universelle Zwangsneurose“ (Freud). Mögen der Phantasie nun Gottesmörder oder Wucherer, schöne Jüdinnen oder ewige Juden, Ritualmörder oder raffende Kapitalisten entspringen – sie ist stets vom selben Wunsch besessen: das Unheimliche des abstrakt gewordenen Reichtums, das ‚sich selbst vermehrende‘ Geld zu personifizieren. Eine Kulturgeschichte der Barbarei.

Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Verlag ça ira:
Postfach 273, D-79002 Freiburg
isf-e.v@t-online.de
<http://isf-freiburg.org>

Krieg 2000

VORLÄUFIGE THESEN

von Franz Schandl

1.

Mit der Relativierung staatlicher Gewaltmopolen im Zeitalter der Globalisierung und dem Aufkommen dezentrierter Gewaltpole (Mafiotisierung), verliert die Kriegführung ihren zwingend nationalstaatlichen und politischen Charakter, auch wenn sie sich nationalistisch auflädt und politisch zu gerieren versucht. Sie wird poststaatlich, postnational, postpolitisch. Der *postmoderne Krieg* zeichnet sich dadurch aus, daß nicht eine bestimmte Form die andere ablöst, sondern daß allen bisherigen Formen neue zugesetzt werden. Nicht eine Bestimmtheit ist sein Charakteristikum, sondern seine *Unbestimmtheit*. Alles ist möglich. Keine Wahrscheinlichkeit, die a priori auszuschließen wäre. Kreuzzug nennen wir ihn deshalb, weil er sich stets ideologisch, freedom and democracy-mäßig aufladen muß, um als legitim zu erscheinen. Der Krieg wird zur Strafe.

2.

Politik an ihrem Ende wird umso öfter in gewalttätige Konfrontationen umkippen, je weniger jene mehr wissen kann, was sie tun soll. Krieg meint immer mehr die Kapitulation der diplomatischen oder „friedlichen“ Mittel der Politik, nicht deren Fortsetzung. Der postmoderne Krieg ist der Zersetzung der politischen Form geschuldet. Politik war die sympathischere Variante des Krieges gewesen, weil die Subordination der Objekte doch einem berechenbaren Modus folgte, Angst und Schrecken nicht primären Mittel und Kriterien der Durchsetzung gewesen sind.

3.

Krieg ist dazu da, den alten Frieden durch einen neuen Frieden zu ersetzen. Ob die Kontrahenten mit dem erreichten Frieden zufrieden sind oder nicht, darüber entscheiden in erster Linie Sieg und Niederlage. Krieg ist nichts anderes als die extremste Form des Friedens. In ihm kommt er zu sich über uns. Im konkreten Krieg preßt der jeweilige Frieden sein abstraktes Substrat aus. So unplausibel es auf den ersten Blick erscheinen mag: Nicht die

empirische Gegenüberstellung ist hervorzuheben, sondern die eherne Zusammengehörigkeit. Seit der Kalte Krieg vorbei ist, tritt dieser Konnex auch ungeniert zutage. Es gilt *auch und nachdrücklich* gegen diesen Frieden zu sein.

4.

Krieg und Frieden betonen Aspekte der bisherigen Vorgeschichte, die in dieser allgegenwärtig sind. Das eine ist ohne dem anderen nicht denkbar, was aber auch bedeutet, daß mit der Aufhebung des Krieges auch der Frieden als eigenständige Größe verschwinden wird. Was kommen kann und kommen soll, ist also nicht der Kantsche ewige Frieden, sondern etwas, das jenseits der Achse Friede/Krieg angesiedelt ist. Postkapitalistische Auseinandersetzungen und Konflikte werden ihre Zuspitzungen und Gelassenheiten anders definieren, entwickeln und verwirklichen. Sie sind jenseits von „Schlagt sie tot!“ oder auch „Macht sie fertig!“

5.

Krieg als auch Frieden sind Zivilisation, nicht Natur, d.h. auch der Krieg ist nicht dem Frieden vorgelagert, sondern mit ihm gemeinsam in die Welt gekommen. Erst als die Menschheit sich Ordnungen gegeben hat, konnten überhaupt Krieg und Frieden als Unterscheidungen in Erscheinung treten. Krieg und Frieden sind frühe Ausdifferenzierungen der zweiten Natur. Der Krieg ist ein soziales Phänomen, kein natürlicher Rest oder gar ewiges Schicksal. Der Mensch ist nicht so, wie das der gesunde Menschenverstand immer wieder behauptet, um alle Grausamkeiten zu legitimieren, die geschehen, er ist höchstens so, wie er gerade sein muß, wie ihm seine Koordinaten in Raum und Zeit auferlegen.

6.

Menschenrechte gehen heute zweifellos vor Menschen! Daher liebt man es gar nicht von Krieg zu reden, in Orwellscher Manier spricht man von Strafaktion oder gar von Friedensmission. Denn es können nur Friedensbomben, Friedensgranaten, Friedensraketen sein, die da

als zu Metall gewordene westliche Werte auf die Menschen niederkommen. Gerade die Menschenrechte gehören zu den schärfsten Waffen des Nordens und seiner NATO. Entsieht, entfalten sie ihre zivilisatorische Wirkung. In der Anbetung der Menschenrechte übertreffen sich Herrschaft und Opposition in ihrer jeweiligen Gläubigkeit.

7.

Kriegsverbrechen ist ein Terminus, der in perfider Manier den *Krieg an sich* vom Verbrechen freispricht. Menschen zu vertreiben, sie zu erschlagen, zu vergewaltigen und zu exekutieren, ist folglich ein Kriegsverbrechen; Soldaten in Panzern zu verbrennen, Zivilisten aus dem Schlaf zu bomben, Journalisten in TV-Gebäuden zu zerfetzen, ist hingegen ein legitimer Akt der Durchsetzung westlicher Werte.

8.

Die Beschworung der Abstammung, einer gemeinsamen Geschichte, die sich als eherne Schicksals- und Charaktergemeinschaft konstruiert, ist die völkische Grundbedingung des Nationalismus. „Edel ist, was Herkunft hat“, sagt Martin Heidegger. Und merkt sogleich an: „Nicht nur sie hat, sondern in der Herkunft seines Wesens weil.“ Die Nation als besondere Formation verschwindet hinter der Behauptung dieser oder jener Nation als dem sich selbst erhöhenden Spezifikum. Der Krieg ist eines der Lebenselixiere der Nation, nötig zu seiner Selbstbehauptung und Selbstvergewisserung. Nie sind die Nationen so in ihrem Element wie im Krieg. Da können sie sich aneinander reiben, und reiben doch nur die ihnen gehörigen Menschen tot. Zu sich kommend, geraten sie außer sich.

9.

Nationen sind vergänglich, gleiches gilt für die Abstraktion der Nation. Kritische Theorie und emanzipatorische Praxis haben dieser Vergänglichkeit nachzuhelfen. Die völkische Zuordnung muß überwunden werden. Das heißt nicht, daß Menschen in einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort nicht bestimmte Eigenheiten haben werden. Aber diese sind dann rational einsichtig, nicht mythisch verklärt; sie bauen nicht auf Abgrenzung, Ausschluß und Vereinnahmung auf. Sie sind ein Kolorit. Die Teilnahme an Gemeinsamkeiten ist nicht staatlich verordnet und national überhöht, sie fordert nicht unbedingte Zugehörigkeit ein, ist keine Gehörigkeit und keine Hörigkeit, sondern eine bloß lose verdichtete Facette in sich überschneidenden Zeit-Raum-Achsen. Dabeisein und Nichtdabeisein ist keine bekennenswerte Eigenschaft, sondern eben einer unmittelbaren Situation geschuldet. Authentizität bedeutet variable Identität.

Deutschland ist überall

ZWISCHENRUF ZU DEN FREIHEITLICHEN SIRENEN

von Ernst Lohoff

Gerhard Scheit und Franz Schandl berühren in ihrer Kontroverse um die „freiheitlichen Sirenen“ in den *Streifzügen* nicht nur ganz zentrale Punkte eines hochbrisanten Themas auch seiner dialogischen Form nach hebt sich ihr Versuch theoretischer Klärung angenehm von der üblichen linken Schlagabtauschkultur ab. Dennoch bleibt nach der mittlerweile vierten „Lieferung“ ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung. Die Debatte beginnt sich ein wenig im Kreis zu drehen. Es zeichnet sich weder eine Auflösung der Gegensätze ab noch macht es den Eindruck, daß sie wirklich schon präzise auf den Punkt gebracht wären.

Franz Schandl faßt die Haideri als eine extreme und damit bis zur Kenntlichkeit entwickelte Variante des allgemeinen warengesellschaftlichen Irrsinns. Gleichzeitig distanziert er sich aber von jedem subsumierenden Denken und will auf keinen Fall „die Besonderheit“ in der „Allgemeinheit“ von Wertkritik überhaupt ertränkt wissen. Gerhard Scheit wiederum bemüht sich, das Spezifische am Phänomen Haider zu seinem Recht kommen zu lassen, ohne deswegen die Kritik der österreichisch-deutschen Wirklichkeit zum Ersatz für eine allgemeine Kapitalismuskritik zu machen. Soweit so gut. Darüber, was mit dem Spezifischen in diesem Kontext gemeint ist, herrscht indes keineswegs Einigkeit und die jeweiligen Vorstellungen werden auch nicht unbedingt wirklich klar herausgearbeitet. Franz schweigt sich weitgehend darüber aus, was er da als das Besondere anerkennt. Gerhard seinerseits präsentiert eine recht spezifische Interpretation des Spezifischen, streckenweise aber auch eher implizit denn explizit. Das ist wohl mit der Hauptgrund, warum die Auseinandersetzung etwas Diffuses behält, während gleichzeitig doch deutlich wird, daß die Diskutanten mehr als eine Frage unterschiedlicher Akzentsetzungen verhandeln.

Wenn dem Allgemeinen des kapitalistischen Prozesses „das Besondere“ entgegengestellt wird, dann kann sich diese Kategorie prinzipiell auf zwei Achsen beziehen, Zeit und Raum. Keine Epoche kapitalistischer Entwicklung geht im allgemeinen Begriff des Kapitals einfach auf. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, desto eklatanter tritt die Inkongruenz von allgemeinem Begriff und historischer Wirklich-

keit zu Tage. Genausowenig beherbergt irgendeine der Weltwarengesellschaft angehörige geographische Region ein bloßes Exemplum der allgemeinen Norm. Als Variationen des warengesellschaftlichen Gesamtzustands sind den Verhältnissen in jedem Gebiet stets Momente von Kontingenz eigen.

Beim Blick auf Haider-Österreich geht es indes nicht einfach darum, diesen generellen Zusammenhang von Besonderem und Allgemeinem auf die hiesigen Verhältnisse und ihre Historie „anzuwenden“. Deutschland und Österreich stehen keineswegs für irgendeine Ausprägung warengesellschaftlicher Abscheulichkeit hier ist vielmehr mit dem Nationalsozialismus und insbesondere mit der Shoa das der modernen Gesellschaft inhärente Potential an Irrationalität und eliminatorischen Wahn geballt zur Entladung gekommen. Die Frage nach dem Verhältnis der „großdeutschen“ zur kapitalistischen Gesamtgeschichte übersetzt sich dementsprechend sofort in eine andere: In welcher Beziehung stehen der kapitalistische „Normalbetrieb“ und das volksgemeinschaftliche Eroberungs- und Vernichtungsprogramm? Steht letzteres im Kontrast zu ersterem oder läßt es sich zugleich als dessen Fortsetzung und Übergipfelfung fassen?

Der Versuch, den Nationalsozialismus im Sinne der Wertkritik zu historisieren ist seiner ganzen Ausrichtung nach radikal-kritisch. Indem aufgezeigt wird, daß selbst noch die Vernichtung „unwerten Lebens“ und der Verkörperung des Abstrakten in Gestalt des Juden im Namen der konkreten Seite der Wertabstraktion als eine mögliche Option der warengesellschaftlichen Logik inhärent war, gewinnt deren Kritik eine zusätzliche Tiefendimension. Auch das reflektierte Aufklärungsdenken blieb bei seiner Kritik der warengesellschaftliche Rationalität stets dem Standpunkt einer wahren, universellen Rationalität verhaftet und hat die herrschende Vernunft dementsprechend als durch die Dominanz des betriebswirtschaftlichen Partikularismus gebrochene Rationalität verstanden. Der Versuch den Nationalsozialismus aus einer wertkritischen Perspektive analytisch konsequent in Beziehung mit der Durchsetzung der bürgerlichen Formprinzipien zu setzen, kommt hingegen zu einen anderen

Befund: In dem, was für gewöhnlich als Einbruch des Irrationalen firmiert, hat nur der Subtext des warengesellschaftlich Rationalen einen ihm durchaus adäquaten Ausdruck gefunden. Auschwitz steht nicht für einen Amoklauf gegen die Vernunft, sondern war eine besondere Form des Amoklaufs der Vernunft.

In Teilen des antideutschen Spektrums liest man die Delegitimierung der warengesellschaftlichen Rationalität gewohnheitsmäßig als Relativierung, ja sogar als indirekte Rechtfertigung des Nationalsozialismus. Die radikale Kritik läßt sich allerdings nur dann als Apologetik interpretieren, wenn klammheimlich oder offen ein positiver Rationalitäts- und Modernisierungsbegriff dort unterstellt wird, wo dieser – nicht zu letzt vor dem Hintergrund der Shoa – grundsätzlich in Frage steht. Das beständige Beharren auf dem einmaligen Charakter der nationalsozialistischen Judenvernichtung lenkt im Endeffekt nur vom eigentlichen Konflikt ab. Der Vorzeichenwechsel, radikale Vernunftkritik statt Rettung eines emphatischen Vernunftbegriffs, wird nicht akzeptiert. Hier liegt das Problem. Wer sich darum bemüht, die Shoa wert- und damit rationalitätskritisch zu historisieren, leugnet damit nicht nur nicht deren Sonderstellung. Gerade die besondere Stellung dieses Genozids drängt dazu, ihn mit der allgemeinen Logik der Warengesellschaft ins Verhältnis zu setzen. So wenig sich die nationalsozialistischen Gräueltaten unmittelbar aus dem Wertgesetz deduzieren lassen, so werfen diese umgekehrt ein Schlaglicht auf das Allgemeine der Wertform.

Die klassische kritische Theorie hat zugleich Elemente einer konsequenten Vernunft- und Aufklärungskritik entwickelt und sich an die Grundlagen des Aufklärungsdenkens geklam-

mert. Diese innere Spannung löst sich bei den heutigen Adepten zusehends zugunsten eines ungebrochen emphatischen Rationalitätsbegriffs auf. Ein ziemlich gerader Weg führt sie von den Einmaligkeits-Mantras über eine Art von Analyseverbot für die Shoa heim ins Reich der seligen Aufklärung.

Die klassische kritische Theorie ist selber zu einer Historisierung des Nationalsozialismus gelangt, auch wenn diese auf einer höchst fragwürdigen Interpretation der Kategorien der Kritik der Politischen Ökonomie beruhte. Adorno und Horkheimer haben die großdeutsche Entwicklung als Spielart einer auch in der Sowjetunion und den USA zu beobachtenden „Aufhebung des Wertgesetzes“ gedeutet und damit in einen über die besondere großdeutsche Situation hinausgehenden Kontext gestellt. In den Schriften der ISF und der Bahamas verschwindet dieser Horizont. Die Welt des auf „seiner eigenen Grundlage aufgehobenen Werts“ schrumpft letztlich auf Großdeutschland.

Diese Blickfeldverengung macht sich auch in Gerhards Beiträgen in gewisser Weise bemerkbar. Die mehrfach bemühte Kategorie des Besonderen zielt bei ihm, jedenfalls im wesentlichen, auf ein großdeutsches Kontinuum. Inwiefern muß man davon ausgehen, daß angesichts der speziellen Vorgeschichte Österreichs und seines nordwestlichen Nachbarn in diesen beiden Ländern auch in der heutigen Krisensituation die allgemeine warengesellschaftliche Barbarei eine ausgesprochen eliminationsfreudige Variante annimmt? Natürlich ist diese Fragestellung an sich völlig legitim. Es gibt sicherlich einige Argumente, die einen solchen Verdacht nähern können. Von einem rationalitäts-

kritischen Standpunkt ist aber mindestens genauso wichtig, inwieweit das deutsche Erbe nicht auf seine Weise längst zum westlichen Gemeinbesitz geworden ist. Wenn die „deutsche Ideologie“ auf ihre Weise von Beginn an mit dem Geist der Aufklärung verschränkt war, dann kann sie unter bestimmten Umständen auch außerhalb der deutschen Einflußsphäre geschichtsmächtig werden. Die Totenglocken müssen nicht immer dort läuten, wo sie einst gegossen wurden. So viel Standorttreue sollte man im Zeitalter der Globalisierung nicht unbedingt als selbstverständlich unterstellen.

Der Horror der Nazidiktatur gehört nicht nur für Österreich und Deutschland zur Vorgeschichte des Wirtschaftswunders. Der globale fordistische Boom fußt insgesamt mentalitätsgeschichtlich, von der Organisation der Produktionsabläufe und von der makroökonomischen Steuerung auf den Errungenschaften der Weltkriegsepoche. Gerade unter den Bedingungen der Krise ist für das herrschende Bewußtsein aber nicht nur das Gemeinsame an der Vergangenheit virulent Muster, die ursprünglich der besonderen „deutschen Ideologie“ entstammen, werden verstärkt verallgemeinerungsfähig. Man denke in diesem Zusammenhang nur an die laufende Ethnisierung und Kulturalisierung von Konflikten. Wenn Franz Gerhard entgegenhält „die zukünftigen Kriege verlaufen mehr nach dem Modell Huntington als nach dem Modell Hitler“, dann führt diese Gegenüberstellung in die Irre. Der Name Huntington steht gerade für eine erste Adaption wesentlicher Momente der „deutschen Ideologie“ durch die westliche Führungsmacht.

Franz faßt Inklusion und Exklusion als „Bewegungsmodus kapitalistischer Zivilisation“. In dieser Nacktheit können diese Termini den Unterschied zwischen der volksgemeinschaftlichen Traditionslinie und der staatsbürgerlich universalistischen natürlich nicht fassen. Dennoch taugt dieses Begriffpaar durchaus als Ausgangspunkt, wenn die Spielarten von Exklusion und Inklusion näher eingekreist werden, und die Bestimmung nicht beim allgemeinsten und leersten Begriff stehenbleibt. Im Westen bedeutete Exklusion im wesentlichen *Marginalisierung*. Die „deutsche Ideologie“ hat in ihrem Streben nach volksgemeinschaftlicher Einschmelzung die andere Seite, die exkludierende Bewegung, in *Eliminierung* transformiert. Mit der Krisenentwicklung erlischt die reale Integrationskraft der Warengesellschaft. Gerade deshalb aber dürfte beim Versuch auf ihrem wegbrechenden Boden Integration und Identität zu halluzinieren und sicherzustellen das eliminatorische Moment an Bedeutung gewinnen. Zugespißt formuliert: Der antideutsche Blickwinkel droht bei allem Alarmismus letztlich zu einer Verharmlosung der Lage zu führen: Deutschland ist überall.

Die Internet-Ausgabe
von Context XXI
NEU ab 26. Juni:

- die *Radiosendungen online* hören mit RealAudio sowie online-Anforderungsmöglichkeit für Freie Radios
- die *Papyrothek* mit ausgewählten Texten aus den *Streifzügen* und Archiven eingestellter Zeitschriften
- *online-Bestellung* von Abos, Probeabos und Einzelheften sowie Subskription der *Mailinglist ConInfo*
- *Projekte und Kooperationen* der Internet-Ausgabe
- *Aktualität* durch themenbezogene Links zu *TATblatt*, *akin* und *MUND*

<http://contextXXI.mediaweb.at>

Context XXI

Inhalt ist Kritik, vor allem *Gewalt- und Herrschaftskritik*, insbesondere die *Kritik militärischer und polizeilicher Apparate* sowie von *Rassismus, Nationalismus, Rechtsextremismus*. In jüngerer Zeit bemühen wir uns um *verstärkte theoretische Auseinandersetzung*. Mit der Zunahme gewaltsamer Tendenzen in der Gesellschaft weitet sich das Feld der Kritik *die wird allgemein*.

Context XXI klärt auf, um *gesellschaftliche Gewalt hintanzubehalten* und unterstützt *integrative gesellschaftliche Bemühungen*, ohne die Kritik preiszugeben.

Das Probeabo *die nächsten drei Ausgaben kostenlos und unverbindlich*. Dieses Probeabo wird *nicht automatisch verlängert* – Sie werden lediglich zur Verlängerung eingeladen.

Context XXI

Schottengasse 3a/1/4/59

A-1010 Wien

Fax: ++43-1/532 74 16

E-Mail: contextXXI@mediaweb.at

WEG UND ZIEL

Marxistische Zeitschrift

Streifzüge

Nachdem die KPÖ beschlossen hat, ihr theoretisches Magazin mit Nummer 1/2000 (vorläufig) einzustellen, können fürderhin Restexemplare des *Weg und Ziel* gegen Vorauszahlung auf das Konto des Kritischen Kreises auch bei uns bestellt werden. Einzelpreis ATS 50, DM 8, 5 Exemplare ATS 200, DM 35 (alles inklusive Porto). Ein Gesamtindex des *Weg und Ziel* kann bei uns angefordert werden.

2/1999: EXOTISMUS

Wulz/Schneider, Anderswo und ehemals. Über Exotismus
 Brigitte Fuchs, Rassismus, „Sinnlichkeit“ und Weltmarkt
 Paul Ostwind, Von Alienation zur Alien Nation
 Stefan Broniowski, Schwule als Exoten
 Christian Lammer, Wenn Blicke töten könnten
 Ernst Lohoff, Nach dem Krieg ist vor dem Krieg
 Franz Schandl, Finale der großen Koalition
 Robert Kurz, Marx 2000
 Erich Ribolits, Nur Arbeit, die man auch sein lassen kann...
 Meinhard Creydt und Michael Graber gegen Franz Schandl

3/1999: KRIEG IN JUGOSLAWIEN

Hannes Hofbauer, Hoch die Internationalen?
 Michel Chossudovsky, Die Zerstörung Jugoslawiens
 Rüdiger Göbel, ...was es heißt, in einer bombardierten Stadt zu leben
 Werner Pirker, Die albanische Frage bleibt unbeantwortet
 Boris Kagarlitzky, Die Clinton-Doktrin
 Stephan Grigat, Antisemitismus und Fetischismus
 Franz Schandl, Nachbetrachtungen zum 13. Juni
 Alexander Bogner, Im Auftrag des Lebenswerts. Zu Eugenik und Euthanasie

4/1999: JUGEND

Melina Klaus, Wir sind jung? Die Welt ist offen?
 Jutta Sommerbauer/Vina Yun, Mädchen und Jugendkultur
 Yoyo Tischler, 1965, I hope I die before I get old - 1997 I hope I am old before I die
 Freerk Huisken, Jugendgewalt
 Meinhard Creydt, Das Elend der Realpolitik
 Manfred Dahlmann, Warenform und Denkform
 Gerhard Scheit, Weg ohne Ziel. Über Ernst Fischer.

5/1999: POSTMODERNE

Stefan Broniowski, Feindbild Postmoderne
 Franz Schandl, Post und Bahnhof
 Günther Jacob, Steirisches Erz - Wie „postmodern“ ist Jörg Haider?
 Roger Behrens, Radikale Affirmation. Zum postmodernen Bildungsbegriff
 Bettina Zehetner, Postmoderne Identitäten in schwindsüchtigen Körpern
 Sabine Treude, Vom Übersetzen zum Verschwiegenen
 Stephan Grigat, Die Minderwertigen - Rassismus und Wertvergesellschaftung

1/2000: KRISE

Ernst Lohoff, Große Fluchten. Krise und Entwicklung des Kapitals
 Karl Reitter, Das Ende naht? Eine Kritik an der Krisis-Gruppe
 Herbert Auinger, „Globalisierung“. Der Imperialismus als Sachzwang
 Franz Schandl, Die Krise bei Marx
 Iring Fetscher, Emanzipation und Demokratie (Interview)
 Freidrich Achleitner, Bauen für eine bessere Welt. In Memoriam
 Grete Schütte-Lihotzky
 Robert Zöchling, Restöffentlichkeiten

- 4/1998: Gaston Valdiva, Arbeit und Wahn
 Gerhard Scheit, Was bleibt von Perry Anderson?
 Franz Schandl, Der nach den Sternen greift. Zu Schrempf
 Franz Schandl, Entweder! Also! Zur finanziellen Lage
 Gerold Wallner, Und Redl ist ein ehrenwerter Mann
 Franz Schandl, Die Rechte und ihre Gegner
 Gerhard Scheit, Thesen zum „Führertyp der demokratischen Volksgemeinschaft“
 Gerhard Scheit, Die Abstraktion auf der Anklagebank... Zu Reitter
 Stephan Grigat, Marxismus und Obskurantismus
- 1/1999: Michael Heinrich, Untergang des Kapitalismus? Zur Krisis
 Gaston Valdiva, Arbeit und Wahn II
 Gerhard Scheit, Was bleibt von Wilhelm Reich?
 Alex Gruber/Tobias Ofenbauer, Fetischistischer Antikapitalismus
 Gerhard Scheit, Wer dankt Martin Walser?
 Stephan Grigat, Deutsche Grüne
 Franz Schandl, Entwurf zu einer Metakritik des Tauschs
 Franz Schandl, Jörg Haider und der Kleine Mann
 Franz Schandl, Der Hai, der
- 2/1999: Gerhard Scheit, Albaner auf Schindlers Liste
 Franz Schandl, Morden darf nur der Norden
 Ernst Lohoff, Der Bock ist nicht der Gärtner
 Roswitha Scholz, Wert und Geschlechterverhältnis
 Franz Schandl, Was Wert ist. Zu Heinrich
 Stephan Grigat, Nationalismus und Öcalan
 Stephan Grigat, Was bleibt von Georg Lukacs?
 Gerhard Scheit/Franz Schandl, Freiheitliche Sirenen. 1. Lieferung
- 3/1999: Franz Schandl, Wir wählen, wen wir wollen
 Ise Bindseil, Weiblichkeit - Dialektik eines negativen Begriffs
 Gerhard Scheit, Kapital ohne Zins - Die Utopie der Moderne
 Robert Zöchling, Restöffentlichkeiten: Bitte sammeln!
 Stephan Grigat, Materialien zum Nachschlagmarxismus
 Gerhard Scheit/Franz Schandl, Freiheitliche Sirenen 2. Lieferung
- 4/1999 Robert Kurz, Die Enteignung der Zeit
 Gerhard Scheit, Versuch über Musik und abstrakte Zeit
 Stephan Grigat, Marx und die Volkswirtschaft
 Franz Schandl, Populismus gleich Demokratismus
 Franz Schandl/Gerhard Schattauer, Zur Typologie der Bürgerinitiative
 Gerhard Scheit/Franz Schandl, Freiheitliche Sirenen 3. Lieferung
- 1/2000 Gerhard Scheit/Franz Schandl, Freiheitliche Sirenen 4. Lieferung
 Franz Schandl, Appellatives zur Problematik emanzipatorischer Kommunikation
 Stephan Grigat, Was bleibt von Johannes Agnoli?
 Franz Schandl, Kurswechsel am sinkenden Schiff. Zum Staat
 Alexander Gruber/Tobias Ofenbauer, Fun and Function?
 Norbert Trenkle, Weil nicht sien kann, was nicht sien darf... Zu Heinrich
 Stephan Grigat, Originalmarx und Einführungsmarx
 Franz Schandl, Ihr und wir

Diskussionen des Kritischen Kreises:

7. November:

Gerhard Scheit:

Zur Totalitarismustheorie

5. September:

Robert Zöchling

Spektakel und Totale Kommunikation

Beide Veranstaltungen um 19⁰⁰ Uhr
in der Bürogemeinschaft
Schottengasse 3a/1/4/59, 1010 Wien

Aufgepaßt!

Einige unserer Unterstützer sind leider so schlau, uns etwas zukommen zu lassen, dann aber den Namen nicht am Erlagschein zu vermerken, jenen vielleicht blau zu schreiben oder zu stem-peln, was in der Kopie, die uns die Post zur Verfügung stellt, leider nicht erscheint. So können wir etwa der Person mit der Kontonummer 71453.... (weitere Zahlen folgen) keine *Streifzüge* zusenden, obwohl sie Anfang Mai ganze 300 ATS an uns überwiesen hat. Das ist außerordentlich schade. Also: Das Feld für den Auftraggeber unbedingt schwarz oder rot ausfüllen, *nicht* blau oder gelb oder gar mit Bleistift!

Sollte übrigens jemand irrtümlich aus der Kartei gefallen sein – was angeblich nie ganz auszuschließen ist – bitte melden. Wir leisten Entschädigung.

IMPRESSUM

Medieninhaber: Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margarettenstraße 71-73/23, A-1050 Wien. E-Mail: ger.scheit@aon.at. Der Medieninhaber ist zu 100% **Eigentümer** der *Streifzüge* und an keinem anderen Medienunternehmen beteiligt. **Herausgeberin:** Context – Initiative für freie Studien und brauchbare Information, A-1140 Wien. **Grundlegende Richtung:** Kritik. **Redaktion (zugleich Mitglieder des Leitungsorgans des Medieninhabers):** Stephan Grigat, Alex Gruber, Thomas König, Florian Markl, Franz Schandl, Gerhard Scheit, Gerold Wallner, Maria Wölflingseder und Robert Zöchling. **Produktion:** Kemmerling Zöchling & Partner Medien- Informationsdienste KEG, Schottengasse 3a/1/4/59, A-1010 Wien, Telefon 5331427, Telefax 5327416. **Hersteller:** Fa. Melzer, Kirchengasse 48, A-1070 Wien. **Konten:** P.S.K. BLZ 60000, Kontonummer 93.038.948; Deutschland: F Schandl, Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85, Kontonummer 405 952 854. **Aborichtpreis:** ATS 120, DM 20, Euro 10.

Streifzüge-

BestellerInnen aus der Bundesrepublik Deutschland

mögen ihre Abogebühr (20 DM, 10 Euro) oder Spende bitte an folgendes Konto überweisen:

Franz Schandl, Postbank Nürnberg, Kontonummer 405 952 854 (Bankleitzahl 760 100 85). ErstbezieherInnen bitten wir um schriftliche Bestellung, da seitens des grandiosen Bankservice den Kontoauszügen nicht immer die vollständige Adresse zu entnehmen ist.

Streifzüge-Abo

Die Zustellung der *Streifzüge* kann jedenfalls durch Einzahlung eines Geldbetrages mittels des beiliegenden Zahlscheines sichergestellt werden. Die Höhe dieses Betrages stellen wir Ihrer Großzügigkeit anheim. Von dem eingezahlten Betrag gilt ein Teilbetrag von 120 ATS als *Streifzüge*-Abonnement, jeder darüber hinausgehende Betrag gilt als Spende für die *Streifzüge* und für die Tätigkeit des Kritischen Kreises.

Zur Deckung der gesamten Kosten der *Streifzüge* sind wir auf die Bereitschaft der Leserinnen und Leser angewiesen, nach ihren Möglichkeiten auch höhere Beträge einzuzahlen.

P.b.b. – 312718W96U – Verlagspostamt 1050 Wien